Bi[illegible] C.
243.

ALBERTUS KIRCHMAYER
CAN. R.W. PROF. RHET.

<36622324030010 S

<36622324030010

Bayer. Staatsbibliothek

Biogr: coll. ~~186~~
243.

878 — 1879

Lebensbeschreibungen
und
Charakterschildrungen
berühmter Männer.

Herausgegeben
von
G. F. Palm.

Erster Band.

Hannover,
bei den Gebrüdern Hahn
1796.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Meinen

sehr geschäzten, theuren

Freunden,

Wahrenburg und Dony,

als ein Denkmal

treuer Hochachtung und Liebe

gewidmet

vom

Herausgeber.

Vorrede.

In der Vorerinnerung zum ersten Bändchen der **Gallerie merkwürdiger Männer**, von welcher ich hier die Fortsetzung liefre, habe ich den Gesichtspunkt angegeben, aus welchem ich dies Werk selbst, und meine Absicht bei der Herausgabe desselben, beurtheilt zu sehen wünschte. Es liegt nämlich am Tage, daß der Geschmack eines großen, wo nicht des größten Theils unsers lesenden Publikums hauptsächlich auf die Produkte aus der **Ideenwelt** gerichtet ist, und daß die meisten Leselustigen ohne Rücksicht auf die **Moralität** oder auf einen **vernünftigen Endzweck** ihrer Lektüre, aus bloßer sinnlicher und schädlicher Neugierde in den Tag hinein lesen, wenn

wenn nur Phantasie und Sinnlichkeit ihre Rechnung dabei finden; und daß man gerade nach solchen Schriften hascht, die sich durch Abendtheuerlichkeiten aller Art, vielleicht noch durch etwas Schlechteres auszeichnen. Diese Erfahrung, die man sich schon aus der zahllosen Menge von Schriften der Art, und dem reißenden Abgange, den sie noch von Messe zu Messe finden, abstrahiren kann, wird noch zuverlässiger erprobt, wenn man bei unsern sogenannten Antiquarien oder Bücherverleihern nachfrägt, wo insgemein die Werke unserer beßren Schriftsteller, so bald sie nicht den Lieblingsgegenstand: die modernen Dichtungen aus der Ritter-, Geister- und Hexenwelt, betreffen, oder, mit andern Worten: Darstellungen solcher Menschen liefern, **die nie waren, nie sind, und auch niemals seyn werden**, entweder eine wahre Seltenheit sind, oder doch ungefordert liegen bleiben. Ich glaubte daher, kein überflüssiges, noch weniger ein tadelnswerthes Unternehmen zu wagen, wenn ich durch Aufstellung denkwürdiger Begebenheiten aus der Geschichte der Menschheit etwas dazu mitzuwürken suchte, jenem misgeleiteten Geschmacke eine andere und bessere Richtung zu geben, jene unnatürliche, giftige Modewaare zu verdrängen, und

mein

mein Scherflein zur Steuerung des herrschenden Romanenunfugs beizutragen. Und wenn ich mich mit meinen Mitarbeitern gleich bescheide, daß unsre Schrift mit den Meisterwerken ächthistorischer Darstellung, mit denen wir seit einigen Decennien beschenkt worden sind, sich keineswegs messen kann, so lag doch schon in dem Gedanken für uns ein Grund zur Zufriedenheit, daß vielleicht hier und da Einer oder der Andre, aus der beträchtlichen Klasse, besonders der studirenden Jugend, statt eines schlüpfrigen Romans, statt eines von Abentheuerlichkeiten strotzenden, die Phantasie und mit ihr den ganzen Ideengang der Leser verstimmenden und seine Handlungsweise verschlimmernden Buchs, diese Sammlung historischer Gemälde zur Hand nehmen, und dadurch für eine zweckmäßigere edlere Gattung von Lektüre gestimmet werden könnte.

In mehrern öffentlichen Beurtheilungen fand ich zu meinem nicht geringen Vergnügen diese meine Absicht gebilligt, und meine Schrift, im Ganzen genommen, als ihrem Zwecke angemessen, angezeigt. Freundschaftliche wohlgemeinte Zurechtweisungen, mit Gründen belegter Tadel, können keinem Schriftsteller, der von reinen Absichten und von redlichem Eifer bei seinen Arbeiten gelei-

leitet wird, anders als willkommen seyn; sie werden vielmehr von ihm willig genutzt werden, um sein vorgestecktes Ziel desto sichrer zu erreichen. Ich verehre daher die Beurtheilungen Einsichtsvoller Männer, in welchen der Wunsch, dem Schriftsteller nützliche Winke zu geben, ihn aufzumuntern, sichtbar ist, und werde gewiß den möglichstbeßten Gebrauch davon machen. Aus ei- einem ganz andern Gesichtspunkte aber muß ich das Verfahren eines Recensenten betrachten, der, statt mir den Gang zu zeigen, den ich hätte nehmen müssen, statt wirkliche Fehler zu rügen, mich bloß tadelt; der, statt Gründe anzugeben, bloß abspricht; statt zu beweisen, selbst fehlerhaft raisonniret; wie es im 22sten Bande der allgemeinen deutschen Bibliothek, bei Gelegenheit der Recension des 2ten Bandes der Gallerie, geschehen ist. Ich bin es mir selbst und den braven Männern schuldig, die sich mit mir zur Herausgabe dieses Werks vereinigt haben, hierauf einiges zu antworten, so sehr ich auch aller Controvers abgeneigt und der Meinung bin, daß in den meisten Fällen Schweigen die beßte Antwort ist. Hätte der Recensent, statt den Aufsatz über Philipp den zweiten von Spanien ohne weitere Umstände mit seinem Anathema zu belegen, lieber den Mercier

selbst

selbst, wie es Pflicht war, und nicht Schillers Thalia, zur Hand genommen, so würde er wenigstens nicht **die** Stelle, die wörtlich ins Deutsche übertragen ist, als eine Verstümmelung oder, wie er sich auszudrücken beliebt, als eine seynsollende Verbesserung des Originals und als einen Beleg zur Rechtfertigung seines Verdammungsurtheils gewählt haben, das er nun, vielleicht in eigensinniger Laune, oder gar im Zorne, über den ganzen zweiten Band fällt. Pflegt man denn den Werth oder Unwerth eines kopirten Gemäldes nach einer andern **Kopie**, oder nicht vielmehr nach dem **Originale selbst**, zu bestimmen? Verliert gleich das **Ganze**, wenn etwa hie und da ein kleiner Zug der Zeichnung misrathen oder einige Farbenstriche zu stark aufgetragen sind? Und welcher Geschichtschreiber wird bei der Schilderung des schrecklichen und despotischen Philipps nicht leicht in einigen Eifer (**Feuereifer**, wie sich der Rec. ausdrückt, braucht es nun eben nicht zu seyn) gerathen? Wohin ferner der Recensent mit dem von **Pitt** gebrauchten Ausdrucke „dieser noch lebende so **junge** Staatsminister" deuten will, ist, um es aufs Gelindeste zu sagen, etwas räthselhaft. Das jedesmalige Lebensalter eines Menschen kann doch unmöglich den Bestimmungsgrund abgeben,

ob er unter die **merkwürdigen** seines Geschlechts gerechnet werden könne oder nicht. Das lehrt uns ja die Staaten- und Völkergeschichte zur Genüge. Unstreitig gehöret Pitt aus mehrern Gründen, und ich glaube, selbst aus dem, weil er so jung ist, unter die merkwürdigsten Männer seiner Zeit. Das von ihm angenommene und mit Standhaftigkeit beobachtete politische Systen kümmert mich in dieser Rücksicht nicht; es mag zum Nutzen, oder zum Nachtheile seines Vaterlandes und der Menschheit überhaupt gereichen. Genug, wer vermag ihm, und wäre es auch ein dictatorisch absprechender Recensent, bei dem allmächtigen Einflusse, den er seit der Epoche des amerikanischen Krieges auf das Wohl und Weh vieler Millionen seiner Mitmenschen hat, das Prädikat „merkwürdig" streitig zu machen? In der Hinsicht mag er also immerhin in einer Gallerie merkwürdiger Menschen stehen bleiben.

In wie fern diese Gallerie dem Endurtheile desselben Recensenten gemäß „eine wahre Rüst- „und **Rumpelkammer** (zu welchen sprachwidrigen und unedlen Ausdrücken doch Tadelsucht verleiten kann!) von Menschenbildern, meist im nachlässig- „sten Styl(e) gezeichnet, oft mit schielendem Rä- „sonnement durchflochten und selten interessant" ist

ist — das mögen unbefangene Leser beurtheilen. Ich kann mich, ungeachtet meines lebendigsten Gefühls, von der Stuffe erreichbarer Vollkommenheit im Fache der historischen Darstellung noch weit entfernt zu seyn — ein Geständniß, das mir nicht im Mindesten schwer wird — auch nach der strengsten Prüfung des verurtheilten zweiten Bandes, noch nicht überzeugen, daß jenes nachtheilige Urtheil nur halb gerecht sey; vielmehr drängt sich mir der Verdacht auf, daß der Herr Recensent mein Buch entweder gar nicht gelesen, oder — nach bekannter löblicher Manier — nur durchblättert habe. Ward seine Laune etwa gleich Anfangs durch Merciers starke Ausdrücke verstimmt, so mußte er sich dadurch nicht zum Widerwillen gegen das ganze Buch, oder zu beleidigenden, von allen Beweisen entblößten Machtsprüchen hinreissen laßen; denn die ziemen sich ja nach der neuern Politik unsrer Wortführer nicht einmal mehr für Staatenbeherrscher, geschweige denn für Männer, die sich als einzelne Mitglieder der Gelehrten-Republik betrachten. Freilich ist es eine leichtre Mühe, nach einer flüchtigen theilweisen Durchsicht eines Buchs, dessen Recension uns aufgetragen ist, darüber abzusprechen, als dasselbe mit gewissenhafter Aufmerksamkeit durchzulesen und seinen Gehalt gründlich zu prüfen.

Mög-

Mögten doch der Herr Recensent und ähnliche oberflächliche Beurtheiler bedenken, was schon Erasmus in der praefat. ad edit. 2. N. T. §. 87. sagt: Sic oportet ad librum legendum accedere lectorem, vt solet ad convivium conviva *civilis*. Convivator annititur omnibus satisfacere; et tamen si quid apponitur, quod hujus aut illius palato non respondeat, urbane dissimulant, ne quid contristent convivatorem. Quis enim eum convivam, ferat qui tantum hoc animo veniat ad mensam, vt carpens quae apponuntur, nec vescatur ipse, nec alios vesci sinat!

Hannover,
im Jul. 1796.

G. F. Palm.

I.

Gustav Wasa

Schwedens Retter.

Schweden wurde schon seit Jahrhunderten von allen Uebeln der anarchischen Lehnsverfassung gedrückt. Dieser Staat befand sich in einer Ohnmacht, welche, bis tief in das funfzehnte Jahrhundert hinein, fast alle Staaten in Europa in ihren Fortschritten hinderte, und im Stande der Kindheit zurück hielt. Der Könige Gewalt, Gutes oder auch Böses zu thun, ward durch den Adel und die Geistlichkeit sehr eingeschränkt. Jener that, was er wollte, und fand gegen verdien-

te Strafe mehrentheils Sicherheit in seinen befestigten Schlößern, und in den Waffen seiner Sklaven. Diese war im Besitze der einträglichsten Ländereien, welche frommer Aberglaube und andere, in unsern Zeiten nicht mehr übliche und erlaubte, Mittel ihr verschafft hatten; sie schwelgte und, ohne sich um den Unterricht des Volkes zu bekümmern, tyrannisirte nicht minder, als der weltliche Adel. Das Volk war Sklav, arbeitete allein für seine Herren, oder ließ sich für sie todt schlagen. Die Absichten des Königs, des Adels und der Geistlichkeit mußten einander nothwendig sehr oft durchkreutzen und in den Weg kommen. Konnte sie dann trügrische List nicht ausgleichen, so nahm man seine Zuflucht zur Entscheidung der Waffen. Daher beständige bürgerliche Kriege, und Schwächungen des Staats. Auf die Vortheile der Handlung, und auf die bessere Einrichtung des gegenseitigen Verkehrs dachte man wenig, und überhaupt fand keine Vereinigung aller Kräfte eines Staats zum gemeinen Beßten Statt. Noch schlimmer waren die Völker dran, deren Krone nicht erblich, oder in einer Familie so erblich war, daß die Wahl des Volkes in so weit dabei galt, daß es dem nächsten Abkömmling des regierenden Hauses zum Vortheile des entferntern

aus-

ausschliessen konnte. Da vervielfältigten sich die bürgerlichen Kriege, und der Staat erhielt keine Festigkeit.

Und in diesem Falle befand sich **Schweden.** Durch stromweise vergossenes Blut seiner Bewohner bei den innern Zerrüttungen, an welchen die Nachbarn Antheil nahmen, so oft sie konnten; durch Hungersnoth und Pest sah sich dieser Staat so entkräftet, daß ihn die einzige Hanseestadt Lübeck durch ihre Schiffe in Furcht und Schrecken setzen, und ihm Gesetze vorschreiben konnte. Dänemark entriß ihm unter diesen Umständen einige seiner schönsten Provinzen, und die schlaue **Margarethe**, Königinn von Dänemark und Norwegen, vereinte es endlich, im Jahr 1397, durch Ueberredung und Gewalt, mit diesen beiden Königreichen durch die **kalmarische** Union unter Einen Scepter. Die drei nordischen Reiche schienen durch ihre Vereinigung eine Macht bilden zu wollen, welche dem ganzen Europa hätte furchtbar werden müssen. Aber dieses geschah nicht. Das Band der Vereinigung war aus schwachen Fäden gewirkt und riß schon 1448, da Schweden sich einen eignen König wählte. Dänemark machte Anspruch auf eine Art von Superi-

riorität, welche der in der kalmarischen Union festgesetzten Gleichheit unter den drei Staaten zuwider war; und den Hanseestädten, welche den Handel nach diesen Reichen in Händen hatten, war auch nichts an der Fortdauer dieser Vereinigung gelegen. Die dänischen Könige konnten diesen Verlust nicht verschmerzen. Sie benutzten neue Uneinigkeiten in Schweden, wo die beiden Häuser **Trolle** und **Sture** einander entgegen arbeiteten; brachten die hohe Geistlichkeit auf ihre Seite, und durch diese, durch herrliche Versprechungen, und durch Gewalt der Waffen, erhielt **Christian** II. König von Dänemark und Norwegen, 1520. die schwedische Krone. Dieser Herr wollte als Despot herrschen, ohne hinlängliche Einsichten und wahren Muth dazu zu haben. Er zeigte sich grausam und hart, und eben so feig und unentschlossen, wenn er Widerstand fand. Er machte große und zum theil gute Plane; aber zur Ausführung fehlte ihm Ueberlegung und Standhaftigkeit. Schweden betrachtete er als ein durch Gewalt bezwungenes rebellisches Reich. Er hatte zwar eine allgemeine Amnestie in Ansehung des Vergangenen angelobt, und mit einem Eide bestätiget. Aber sein rachgieriges Herz dürstete nach Blut. Seine Herrschaft sollte sich auf Furcht grün-

gründen, und die Sicherheit derselben schien ihm von der Ermordung des hohen schwedischen Adels anzuhängen. Noch fehlte es an einem scheinbaren Vorwande zu dieser Abscheulichkeit. Diesen fand einer seiner Vertrauten, **Dietrich Schlaghek.** Der Pabst hatte vorher auf des Königs Verlangen die Schweden als Rebellen in den Bann gethan und dem Könige die Execution der Bannbulle übertragen. Christian glaubte nun Fug und Recht zu haben, diejenigen als Executor der päbstlichen Bannbulle zu morden, welchen er als König volle Vergessung des Vergangenen versprochen hatte. Die Feierlichkeit seiner Krönung hatte viele von den ersten Männern im Reiche nach Stockholm gezogen. Die Stadt war mit fremden Truppen angefüllt; drei Tage hatte man im Wohlleben und Sorglosigkeit durchschmaußt, als plötzlich vier und neunzig der Vornehmsten, unter welchen einige Reichsräthe und Bischöfe waren, eingezogen, und den 8ten November 1520 öffentlich hingerichtet wurden. Dieses nennt man das **Stockholmer Blutbad.** In Finnland spielte man zu gleicher Zeit das nämliche Stück im Kleinen. Und als Christian nach dieser Abscheulichkeit nach Dänemark zurück reiste, ließ er sich unterwegs Galgen und Räder statt Ehrenpforten errich-

errichten. Sechshundert zu schwedisch gesinnte Schweden wurden binnen kurzer Zeit hingerichtet, und die übrigen dem Drucke der hinterlassenen dänischen Befehlshaber aufgespart.

Muthlosigkeit verbreitete sich durch das ganze Reich; der Adel, welcher dem dänischen Tyrannen und seinen Kreaturen nicht schmeicheln wollte, floh in die fernsten Gegenden; und das gemeine Volk, welches bisher gleichgültig zugesehen hatte, weil die Verfolgung dem Adel gegolten hatte, ward durch ein Gerücht aufgeschreckt, als wolle der König bei seiner Zurückkunft allen Bauern eine Hand und einen Fuß abhauen lassen, um sie zu Kriegsdiensten untauglich zu machen *) Das Maaß des Leidens voll zu machen, mischte sich der Privathaß einiger alten schwedischen Geschlechter ein, welche sich auf den Ruinen ihrer Feinde und ihres Vaterlandes zu erheben suchten. Der König erhielt dadurch zahlreiche Anhänger, und ausserdem waren alle Festungen in seinen Händen. Bei diesen traurigen Umständen, da die Patrioten alle Hoffnung aufzugeben scheinen, tritt **Gustav Erichson Wasa** auf, und rettet sein Vaterland.

Er

*) Dieses Gerücht ward wahrscheinlich von den Feinden des Königs ausgesprengt.

Er ist einer von denen, welche die Vorsehung gebohren werden läßt, ganze Länder durch sie zu segnen. Von aller Hülfe entblößet, und mit Gefahr des Lebens in Wäldern und Gebirgen herumirrend, faßt er den Entschluß, sein Vaterland zu befreien. Gegen die dänische Uebermacht, und gegen noch gefährlichere einheimische Feinde, führt er sein Vorhaben aus. Er thut noch mehr. Er bringt Ordnung in den Staat; macht die Krone in seinem Hause erblich; hält die Großen zum Beßten des Volkes in der Unterwürfigkeit; bricht den Uebermuth der Klerisei durch die Reformation, und verschaft seinem Staate Ansehen bei Auswärtigen. Nur zwei Fehler werfen Schatten auf sein Gemälde. Er war jähzornig und auffahrend, und theilte das Reich unter seine Söhne, welche Theilung neue Zerrüttungen verursachte.

Gustav stammte von väterlicher Seite aus dem Hause **Wasa**, und von mütterlicher aus dem Hause **Sture**. Beide Häuser leiteten ihre Herkunft von alten nordischen Königen ab. Was ihnen aber mehr Ansehen und Liebe bei den Schweden verschafte, war ihr ausgezeichneter Eifer für die Sache der Freiheit, gegen die Anmaßungen

der Fremden. Seine Erziehung in dem Hause der **Sture**, welche bei den schwedischen Reichsangelegenheiten lange Zeit die Hauptperson vorstellten, war seinem Stande gemäß. Hier bildete sich sein Herz zu der unvergänglichen Liebe für sein Vaterland, welche ihn in der Folge alle Gefahren verachten lehrte; hier sog er den Haß ein gegen die Dänen. Sein Lehrer, ein gebohrner Däne, sprach einmal bei dem Unterrichte etwas verächtlich von den Schweden. **Gustav** zog seinen kleinen Degen, hieb mitten durch das vorliegende Buch und ging davon, ohne jemals wieder zu kommen. **Gustav** war von einer etwas mehr als mittelmäßigen Größe, von hoher Stirn und scharfem Auge. Sein Geist blickte tief, und führte schnell den gefaßten Entschluß aus. Er war standhaft und unermüdet, besaß die Gabe der männlichen Ueberredung, und ein vortreffliches Gedächtniß. Im fünf und zwanzigsten Jahre seines Alters fing er an, zu Geschäften gebraucht zu werden. Dieses war der Zeitpunkt, wo Christian II. seine Versuche machte, Schweden mit Gewalt zu bezwingen. **Gustav** zeichnete sich 1517 bei der Schlacht mit den Dänen bei **Dufwenås**, einem kleinen Vorgebirge, das sich nahe bei Stockholm in die See verlieret, so sehr aus, daß ihm

der

der schwedische Reichsvorsteher sein Vertrauen nicht versagen konnte, Christian kam 1518 wieder, landete bei Stockholm, und ward wieder geschlagen. Gustav führte in dieser Schlacht das Hauptpanier. Christian verlangte nun eine Unterredung mit dem schwedischen Reichsvorsteher; er wollte selbst kommen, wenn man ihm durch Geisseln seine Rückkehr sicherte. Die Geisseln wurden geschickt, und unter ihnen unser **Gustav**, welchen er namentlich gefordert hatte. Aber Christian segelte mit ihnen, als den Gegenständen seiner Rache, wenn ihm ein neuer Versuch mißlingen sollte, nach Dänemark. Vielleicht meinte er auch, bei mehrerem Unglück durch sie mit den Schweden sich auszugleichen. Dieser letzte Umstand scheint ihnen das Leben gerettet zu haben.

Gustav ward, gegen sechstausend Thaler Verbürgung, einem seiner Verwandten in Dänemark, **Erich Banner**, in Verwahrung gegeben. Christian versuchte sein Glück gegen Schweden zum drittenmal und mit besserm Erfolge. **Gustav** hörte bei Bannern, wo viele Hofleute aus und eingingen, was über seine unglücklichen Landsleute beschlossen wäre. Er entfloh in Bauerkleidern; ging den ersten Tag zwölf Meilen in einem unbe-

bekannten Lande, bis Flensburg. Vor der Stadt traf er glücklicher Weise niedersächsische Kaufleute an, welche Ochsen aus Jütland geholt hatten, und nach Deutschland trieben. Bei diesen nahm er Dienste, und entging, als Ochsentreiber verkleidet, allen Anstalten, welche **Banner** zu seiner Wiederauffindung getroffen hatte.

Im September 1519 kam er nach Lübeck. Der Rath kannte ihn durch den Ruf seiner Kriegsthaten und seines Unglücks. Banner kam ihm nach, und forderte in Christians Namen seine Auslieferung. Aber der Bürgermeister, **Nicolaus Bröms**, meinte, daß Christian für ihre Handlung zu groß werden mögte, wenn er ungestört Herr aller drei nordischen Reiche wäre. Und ausserdem war **Gustav** kein Missethäter, noch sonst auf ehrliche Art in Christians Gefangenschaft gerathen. Der Rath schützte ihn also, und versprach, ihn sicher und unbeschädiget in sein Vaterland über zu setzen, und, auf sein Verlangen, in der Folge auch mit Gelde und Volke zu unterstützen. Der Rath hielt auch Wort, und ließ ihn im Mai 1520 auf einem Kaufmannsschiffe nach Schweden absegeln.

Aber in welchem Zustande fand Gustav sein Vaterland? durch welche Gefahren mußte er sich durcharbeiten? Das Reich war in Christians Händen; seine Ankunft schon bekannt. Von Kundschaftern umringt irrte er mitten unter seinen und des Reichs Feinden, und fand oft nur in den Wäldern Sicherheit. Zuweilen versuchte er, als ein Bauer verkleidet, auf einigen Dörfern die Bauern, wenn sie des Sonntags vor der Kirche versammlet waren, zur Ergreifung der Waffen aufzumuntern. Aber, weil Christian bisher den Bauern keine Abgaben auferlegt hatte, erhielt er gemeiniglich die Antwort: "Es wird uns weder am Salze noch an Heringen fehlen, so lange wir dem Könige gehorchen; sollten wir uns aber empören, so wären wir um den Hals.„ Ja sie schossen auch wohl mit Pfeilen hinter ihn her, wenn er von ihnen ging. Nach vielen Gefahren dieser Art kömmt Gustav auf seinen väterlichen Rittersitz Råfnås in Südermannland. Hier bekömmt er die erste Nachricht von dem Stockholmer Blutbade, und von der Hinrichtung seines Vaters. Ohne Verwandte und Freunde, und in beständiger Todesgefahr — denn es war auf seinen Kopf eine große Summe Geldes gesetzt — packt er sein Geld und seine Kostbarkeiten zusammen, und reitet

tet in der Stille von Närfsnäs weg nach den Thälern.

Die Thäler oder Dalekarlien liegen zu äußerst an den norwegischen Gebirgen. Sie haben einen Umfang von 40 schwedischen *) Meilen in der Länge, und 26 in der Breite. Das ganze Land ist mit Bergen, Thälern, Waldungen, Heiden und Seen durchschnitten, und hat einen reichen Vorrath an Bergwerken, an Silber- Kupfer- Eisen- Schleif- und Mühlsteingruben. Die Einwohner sind zahlreich, hart und steifsinnig. Sie essen Brodt von Hafer und Erbsen, und ist die Erndte schlecht, von zerstoßener Baumrinde. Sie hängen fest an den Sitten, Gebräuchen und Kleidungen ihrer Vorfahren, und sprechen eine Sprache, welche der Schwede kaum versteht. Stark, arbeitsam, unverdrossen und streitbar sind sie von jeher in ihren Bergen Feinde der Unterdrückung. Zu diesen Dalekarle oder Thalleuten wendet sich Gustav. Er schnitt seine Haare rund ab, setzte einen runden Huth auf den Kopf, und zog ein Wammes von groben Tuche an. Mit der Axt auf der Schulter wanderte er als ein Bauerkerl umher, und suchte Arbeit. Eines Tages kam er auf

*) 10 und ein halb schwedische Meilen machen 15 Teutsche.

auf das Gut des **Anders Pehrson**, und drosch *). Seine Mitdrescher fanden an ihm etwas besonderes, und eine Magd entdeckte einen unter den Wammes hervorragenden seidenen Kragen. **Anders Pehrson** läßt ihn rufen, und **Gustav** erkennt in ihm einen alten Universitätsfreund. Auf den Rath seines Freundes geht **Gustav** weiter in das Gebirge.

Auf dem Edelhofe **Ornäs** findet er in **Arendt Pehrson** einen alten Bekannten, welcher unter ihm gedient hatte. Aber dieser ist ein Treuloser, und verräth aus Habsucht seinen Gastfreund dem nächsten dänischen Befehlshaber. Zum Glücke merkte seine Frau die Verrätherei, und **Gustav** entkömmt. Aber seine Gefahr vermehrt sich, da man einen doppelten Preis auf ihn setzt, und eine Menge Kundschafter im Lande umher ausschickt. In einem Dorfe **Isale** findet er Schutz bei einem Bidermanne, **Swen Nilson**. Als er hier einmal in gewöhnlicher Bauerkleidung in der Stube steht, kommen auf einmal hundert dänische Aufpasser, und fragen den Bauer, ob ihm kein junger Edelmann vorgekommen sei, welcher sich

*) Diese Scheune ließ Karl XI. 1668 aufsuchen und wies eine Summe Geldes zu ihrer beständigen Erhaltung an.

sich in dieser Gegend aufhielte, um Aufruhr gegen den König zu stiften? der Bauer antwortet mit Nein. Seine Frau aber, um ihnen allen Argwohn zu benehmen, ergreift einen Spathen, giebt **Gustav** einen ziemlich harten Schlag, und schilt ihn, daß er hier so müßig stehe, und sich nicht hinaus mache zu dem übrigen Gesinde, um in der Scheune zu arbeiten. Gustav folgt ihrem Befehle, und entgeht dadurch seinen Verfolgern welche sich nichts weniger vorstellten, als daß ein **Gustav** unter einer solchen Person verborgen sein könnte. Der Bauer führt indessen seinen Gast in einem Fuder Stroh tiefer in das Gebirge, in das Kirchspiel **Rättwick**. Die Dänen, welche alle Pässe und Brücken mit Wache besetzt hatten, stechen mit ihren Spießen in das verdächtige Fuder Stroh, und treffen **Gustaven** so tief in das Bein, daß das Blut auf den Weg tröpfelt. Der Bauer bemerkt dieses, und schneidet sein Pferd so behend in den Fuß, daß er die Wachen überreden konnte, das Blut tröpfle aus der Wunde des Pferdes.

In **Rättwick** fängt Gustav an, die Dalekarlen zu den Waffen aufzumuntern. Vor der Kirche erzählt er ihnen die Hinrichtung der Schweden;

den; aber man glaubt ihm nicht. Er geht weiter nach **Mora**, dem volkreichsten Kirchspiele in den Thälern. Hier findet er in den Weihnachtsfeiertagen eine große Menge Bauern versammlet: er steigt auf einen Hügel, und redet die Gemeine mit den Worten an: "Redliche Thalleute! ich „sehe eure zahlreiche Versammlung mit eben so „großem Vergnügen, als mein Herz bei unserm „Zustande leidet. Mit welcher Gefahr ich euch „meinen Namen nenne, das wißt ihr. Denn ihr „sehet und höret täglich, wie man meinem Leben „nachstellt. Aber die Rettung meines und eures „bedrängten Vaterlandes rührt mich zu sehr, als „daß ich auf mich selbst sehen sollte. Wie lange „wollen wir Sklaven seyn, wir, die wir zur Freiheit geboren sind? die Alten können sich noch „erinnern, was für Zwang, Unruhe und Plage „und Verfolgung die Schweden von den dänischen „Königen haben leiden müssen. Die Jungen müssen sich darum befragen, und von der Kindheit „an lernen, eine solche Regierung zu hassen, und „sich ihr zu widersetzen. Euer Eigenthum und „geringes Vermögen und eure Kräfte sind diesen „Tyrannen aufgeopfert. Habt ihr schon vergessen, durch welche unerschwingliche Auflagen sie „unserm Lande das Mark ausgesogen haben? daß

„ihr

„ihr nichts mehr übrig habt, als leere Hände, „magre Aecker und ein unsicheres Leben? Unser „Land schwimmt in dem Blute seiner Einwohner. „Einige hnndert Schweden haben eines schändli„chen und unschuldigen Todes sterben müßen. Die „Bischöfe und Räthe des Reichs sind jämmerlich „ermordet worden. Ich habe unter ihnen mei„nen Vater verlohren. Aller dieser Männer Blut „ruft um Rache, und fordert eure Tapferkeit auf. „Die Thalleute sind jederzeit für ihr Vaterland „unverdrossen gewesen. Deswegen seid ihr in „den Geschichtsbüchern berühmt, und die andern „Einwohner des Königreichs Schweden, eure „Landsleute, welche gewohnt sind, euch für Be„schützer der Freiheit anzusehen, haben jetzt ihre „Augen auf euch gerichtet. Ich will mit euch zie„hen, und weder Gut noch Blut für die Freiheit „sparen. Wollt ihr mit, so soll der Tyrann er„fahren, daß die Schweden eben so beherzt, als „ihrem Vaterlande treu sind, und sich wohl durch „Gesetze regieren, aber nicht unterjochen lassen."

Die Bauern fühlten das Wahre in dieser Vorstellung. Aber sie waren noch nicht eines Sinnes. Einige riefen Rache, und wollten ihm gleich folgen. Andere hingegen schwatzten von Vorsichtigkeit.

Die Freigebigkeit Christians bei seiner ersten Ankunft lag ihnen noch in Gedanken. Neue Steuern waren ihnen noch nicht aufgelegt. Ein langwieriger Krieg, welcher erst kürzlich geendet worden, machte sie der Waffen überdrüßig. Die gedachten Verfolgungen betrafen bis jetzt den Adel, nicht die Bauern. Sie kannten überdies den Fremdling nicht mit Gewißheit, welcher zu ihnen gesprochen hatte. Ihr Entschluß war also dieser, sie wollten mit ihren Nachbaren darüber sprechen, und **Gustav** solle indes ihrer guten Meinung versichert seyn.

Bekümmert über diese zweideutige Antwort der Thalbauern begibt sich **Gustav** zu Anfange des Jahres 1527 nach den Westerthälern, in der Absicht, das Königreich zu verlassen. Viele schwedischen Edelleute hatten den nemlichen Weg genommen. Diese stießen nun in den Thälern aufeinander. Unter andern kam ein bejahrter, verständiger Mann, **Lars Olosson**, nach Mora. Dieser stellte den Bauern das Verfahren des Königs vor. Er sagte ihnen, der Tyrann werde bald eine blutige Reise antreten, und der Befehl sei schon da, bei jedem Lehnhofe Galgen aufzubauen. Man sage auch, es solle jedem Bauer ein Arm und ein

Fuß abgehauen werden, um sie untauglich zu Kriegsdiensten zu machen. Es wäre eine neue Schatzung ausgeschrieben 2c. Dieses weckte die Bauern aus ihrer Unthätigkeit. Es kamen nach und nach mehrere, welche dasselbe erzählten, und nun beschlossen die Bauern Krieg.

Gustav ward durch Boten, von der Grenze zurückgerufen, und zweihundert schworen ihm auf der Stelle Gehorsam und Treue. Die erste Unternehmung, von welcher immer viel abzuhängen pflegt, gelang, indem man sich eines Hofes, wo ein dänischer Vogt lag, bemächtigte. Flüchtlinge aus den Wäldern eilten herbei, und **Gustav** hatte in kurzer Zeit ein Heer von dreitausend Mann. Mit diesen Leuten wagt er in einem Alter von dreißig Jahren den König anzugreifen, das Blut der Schweden zu rächen, und sein Vaterland von der grausamsten Unterdrückung zu befreien. Und in weniger als zwei Jahren war dieses sein großes Werk vollendet. Freilich waren die Zeitumstände diesem Unternehmen günstig. Christian ward tagtäglich verhaßter, und konnte ohne Gefahr Dänemark nicht verlassen. Aber in Schweden war sein Anhang immer sehr stark, und der Erzbischof, **Gustav Trolle**, stand an der Spitze

desselben. Die Festungen waren von fremden Kriegsvölkern besetzt, die Hauptstadt Stockholm konnte ohne Flotte gar nicht erobert werden, und **Gustavs** Bauern waren der strengen nothwendigen Subordination nicht gewohnt. Aber **Gustav** meinte, das alles würde sich schon von selbst finden, wenn ihm nur erst **eine** wichtige Unternehmung gegen den Feind gelungen wäre: dieses sollte die Eroberung der Stadt und des Schlosses **Westerahs** in Westmannland seyn. Die Stadt ward leicht erobert. Aber Gustavs Leute hätten ohne die Vorsicht ihres Führers, die Frucht ihrer Tapferkeit verlohren. Sie zerstreueten sich, so bald der Feind aus der Stadt gewichen war; schlugen die Kaufladen auf, und plünderten. Andere, welche den Trunk liebten, versteckten sich in die Keller. Andere schleppten ganze Weinfäßer in den Rathhaussaal, setzten sich rundumher und zechten. Die Feinde merkten es, und brachen wieder in die Stadt ein. **Gustav**, welcher alles dieses vermuthete, hatte einige Mannschaft bei sich behalten, mit welcher er den Feind zum zweitenmal schlug, und die Seinigen rettete. Nun ging er in der Stadt selbst umher; stellte den Bewohnern ihre Thorheit und Gefahr vor; schlug die Bände von allen Fässern welche er noch in den

Kellern fand, und brachte seine Leute wieder in Ordnung.

Dieser Sieg zog viele Kriegsleute von der dänischen Parthei ab. Die Bauern verliessen Haus und Hof und liefen **Gustavs** Heere so zahlreich zu, daß er seine Macht an drei Orten vertheilen konnte. Er selbst zog nach dem erzbischöflichen Sitze **Upsala**, einer alten, aber unbemauerten Stadt. Hier kam ihm **Trolle** mit einer weit überlegenen Macht entgegen, und **Gustav** gestand in der Folge selbst, er wäre so schwach und zu einer Schlacht so wenig vorbereitet gewesen, daß er keine Rettung gesehen, wenn ihn **Trolle** gleich angegriffen hätte. Aber er war Werkzeug in der Hand der Vorsehung zum Sturze der dänischen Parthei! **Trolle** zauderte, und **Gustav** erhielt Zeit, sich zurück zu ziehen und zu verstärken. Er ging nun grade auf **Stockholm** los.

Der erste Anblick waren vier Galgen, welche noch voll Schweden hingen. "Landsleute!„ sprach er, "hier sehet ihr die Spuren der dänischen Regierung?„ Diese wenigen Worte wirkten hier mehr, als die ausstudirteste Rede. Seine Leute knirschten vor Wuth, und schwuren durch ein

gräß-

gräßliches Geschrei der dänischen Herrschaft den Untergang. Aber Stockholms Eroberung war unmöglich, so lange es auf der Seeseite nicht konnte gesperrt werden. Und eine dänische Flotte unter dem Admiral **Norby** versorgte die Stadt hier mit allen Nothwendigkeiten und deckte zugleich die beiden nächstwichtigsten Städte **Kalmar** und **Abo. Gustav** welcher, jetzt den Namen eines Verwesers und Hauptmanns des Königreichs Schweden führte *) schloß also einen Traktat mit Lübeck, und erhielt von dieser mächtigen Hanseestadt um Pfingsten 1522 eine Flotte. Aber Lübeck wollte nicht, daß Gustav so schnell Herr von Schweden werden sollte. Es wünschte die Verlängerung des Krieges, um sich unentbehrlich zu machen, und dadurch seiner eignen Handlung alle selbstbeliebige Vortheile zu schaffen. **Gustav** konnte sich daher ihrer Flotte nicht so bedienen, wie er wünschte, und er mußte die Gelegenheit ungenützt vorbei gehen lassen, die dänische Flotte des Norby zu vernichten. Denn die Lübecker wollten unter dem nichtigen Vorwande nöthiger Vorsichtigkeit nicht fechten.

Unter

*) Die Versammlung der Stände zu Wazstena den 24sten August 1521. hatte ihm diesen Titel gegeben.

Unter diesen zweideutigen Umständen entschei- det Christians Betragen in Dänemark die Sache. Ein Theil der Dänen kündiget ihm den Gehor- sam auf, und Christian ist schwach genug, ohne etwas zu wagen, aus dem Reiche zu fliehen. Die Dänen wählten seinen Oheim zum König, und die Schweden den 6ten Junius 1523. den helden- müthigen **Gustav.** Die Bürger in Stockholm da sie weiter keine Hülfe von dem flüchtigen Chri- stian erwarten, ergaben sich den 21sten Junius.

Gustav hatte nun sein Vaterland befreiet, und die Krone zur Belohnung erhalten. Aber Ruhe fand er nicht. Seine neue Würde war von neuen Sorgen umringt. Der flüchtige Christian drohete mit der Unterstützung seines Schwagers, des Kaisers Karl V. Der neue dänische König hat- te sich noch nicht über die Trennung Schwedens erklärt; ein Theil der Großen sah Gustavs Er- höhung mit Neid und Widerwillen an, und er- regte Empörungen; die Nation war verarmt bis auf den Adel und die Geistlichkeit; und die Han- seestädte, vorzüglich Lübeck, hatten den ganzen Handel im Reiche in ihren Händen. Der König mußte Geld haben, und das Volk konnte nichts geben. Man setze noch die beständigen Feindse-

lig-

ligkeiten an der Grenze mit Rußland hinzu, und die Einführung der evangelischen Religion, und urtheile dann über die Geistesgröße des Mannes, welcher sich nicht zu Boden drücken ließ; welcher in dem langen Kampfe von so verschiedener Art nicht ermattete, sondern zu seinem Ziele sich durcharbeitete. Er zeigte zuerst den Schweden, was sie unter einer weisen und herzhaften Regierung vermögten; er lehrte sie die Grundsätze der Regierungskunst, welche vorher entweder unbekannt waren, oder nicht befolgt wurden; er hielt mit einer Hand den König von Dänemark in Ehrfurcht, und mit der andern tilgte er einländische Empörungen; er zerbrach das Joch, welches die Geistlichkeit auf den Nacken des armen Volkes gelegt hatte, nutzte den Ueberschuß ihrer Einkünfte zu den Bedürfnissen des Staats, und zur Erleichterung der weltlichen Unterthanen; und verbesserte die Religion, trotz allem Geschrei des aufgewiegelten unwissenden Mannes, welcher seine lateinische Messe und seine Mönche nicht aufgeben wollte. Er brach den Uebermuth des Adels, und entriß ihm die usurpirten Krongüter; er öffnete seine Häfen, und gab dem Lübeckischen **Alleinhandel**, welcher das Land aussagte, den ersten Stoß, er suchte die Wissenschaften in einem

Lande

Lande in Aufnahme zu bringen, in welchem er beim Antritte seiner Regierung kaum einen tüchtigen Secretair finden konnte; er machte die Krone in seiner Familie erblich *) und starb, ob er gleich oft mit Härte strafen mußte, von dem beßten Theile der Nation noch lange nach seinem Tode beweint, den 29sten September 1560.

*) Seine Nachkommenschaft regierte bis 1654, da Christine die Krone freiwillig niederlegte.

II.

Leben und Thaten Luthers, Herzogs von Braunschweig-Lüneburg und Hochmeisters des deutschen Ordens in Preußen.

Noch niemals war für Preußen ein tapfrer, angesehener, einsichtsvoller und rechtschaffener Regent so wünschenswerth gewesen, als im Jahre 1330, da der Hochmeister, **Werner von Orseln**, von einem Ritter ermordet worden, und der Orden im Begriffe war, mit den Polen und Litthauern einen weit aussehenden gefährlichen Krieg zu erneuern, dessen Wuth nur so eben erst durch einen Waffenstillstand auf eine kurze Zeit war gehemmet worden. Als sich daher das Ordenskapitel in Marienburg, der Residenz des Großmeisters, bald nach Werners Tode versammelte, ging seine größte Sorgfalt dahin, wo möglich einen

Mann

Mann an die Spitze des Ordens zu stellen, der jene Vorzüge in seiner Person vereinigte. Zu seinem Glücke bedurfte es keiner langen Berathschlagungen. Das Schicksal hatte dem Orden einen Bruder bescheret, den sein ehrwürdiger Charakter und seine edlen löblichen Thaten längst vor allen andern ausgezeichnet hatten. Es war **Luther** *), ein würdiger Sohn **Albrechts des großen**, Herzogs von Braunschweig. Seine Vorfahren und Verwandten waren schon oft mit ihrem Volke ein Stütze des Ordens gewesen; mehrere Prinzen aus seiner Familie hatten sich theils dem Johanniter- theils dem deutschen Orden gewidmet. Aber alle übertraf **Luther**. Er war ein schöner ansehnlicher Mann, und besaß die vortreflichsten Eigenschaften des Herzens **). Sein

Ver-

*) In den ältern deutschen Geschichtschreibern würde man vergeblich nach ausführlichern Nachrichten von diesem merkwürdigen Prinzen suchen. Die preussische und polnische Geschichte allein muß uns zeigen, wie viel Ehre sein Vaterland und welch einen Ruhm sein erhabnes Haus vom Hochmeister Luther haben.

**) Hennebergers Preußische Landtafel S. 285. "Er war eine große herrliche Person, fromm, andächtig, milde, und die Gerechtigkeit liebhabende."

Daß

Verstand und seine Staatsklugheit erregte bald die Bewunderung der Obern, und deswegen ward er schon seit geraumer Zeit zu Staats- und Regierungssachen gezogen. Er war zum größern Anbau des Landes behülflich gewesen, und die Stadt Gildenburg verdankte ihm großentheils ihr Daseyn. In den Kriegen mit Litthauen und Polen gab er seinen Mitbrüdern Beispiele der Tapferkeit und Treue, welche belohnt zu werden verdienten. **Werner von Orseln** ernannte ihn deswegen schon beim Antritte seiner Regierung zum Ordenstreßler oder Schatzmeister; und eben seine Tapferkeit und Treue verschaften ihm nachher die wichtige Stelle eines Comthurs von der Provinz Chrisburg. Diese Statthalterschaft hatte man nicht ohne Absicht für ihn ausgesucht. Es war damit das Amt eines Trappierers verknüpft, und dieses erhielt **Luther**, weil er ein guter Wirth war.

Der

Daß der Orden wo möglich, große starke Leute zu Rittern nahm, zeiget Hartknoch Alt und Neu Preußen (Th. 2. S. 261.). Leo Hist. Prussiae Lib. III. p. 141. sagt von ihm: "Luderus homo statura Procera - - ceteroqui bonus & laudabilis si pacem coluisset." Er war friedfertig genug, nur mit Polen Friede zu halten, litte das Interesse des Ordens nicht, dessen Regent er war. Leo ist aber ein Pohlnisch Preußischer Geschichtschreiber.

Der Trappier war, wenn ich es nach heutiger Art ausdrücken sollte, Ordenskämmerer, und hatte die Ordenskleider und übriges Geräthe unter seiner Aufsicht. Das Münzwesen gehörte aber eigentlich zu dem Amte eines Treßlers, und nicht wie einige meinen, des Trappierers. Als Treßler und Trappierer kam **Luther** unter die Großgebietiger des Ordens, daher waren ihm seit verschiedenen Jahren die Staatsgeheimnisse des Ordens bekannt.

Er hatte bisher diese ansehnlichen Posten so rühmlich bekleidet, daß nach der unglücklichen Ermordung **Werners** im November 1330, einige Monate später, die Wahlstimmen einmüthig auf ihn fielen, und, was damals viel sagen wollte, ihn niemand deswegen beneidete. Ein jeder wünschte, sagt der Biograph, diesem allgemein verehrten Manne, die Unsterblichkeit um ihn nie wieder zu verlieren. Da man aber überzeugt war, daß der neue Hochmeister keine Ausnahme von dem allgemeinen Loose der Sterblichkeit machen würde, so traf der Orden wenigstens die beßten Anstalten für die nöthige Sicherheit des Lebens eines so werthen Regenten. Es wurde verordnet, daß so oft der Hochmeister öffentlich erscheinen

müßte

müßte, ihm jederzeit einige Ritter vortreten, und andere folgen sollten. Damit er aber auch vor denen sicher wäre, die unter dem Vorwande, Sachen anzubringen, einen Anschlag auf sein Leben auszuführen suchen mögten; so wurde bei seiner Wahl festgesetzt: daß er einen Rittersmann aussuchen könnte, von dessen bewährter Treue er überzeugt wäre. Dieser sollte den glänzenden Titel eines **Compans des Hochmeisters** führen, beständig um ihn seyn, und bei Tag und Nacht seiner Sicherheit wahrnehmen. Durch diesen Compan sollte ein jeder sein Anliegen beim Hochmeister anbringen, und die Antwort des Regenten wieder vernehmen.

Luther erfüllte bald die hohe Hoffnung, die man von ihm gefaßt hatte. Er wählte sich gleich einen Compan, und beehrte den Grafen von Henneberg, Servatius, mit seinem Vertrauen und dieser Würde. Er vertheilte die wichtigsten Ordensämter so weislich *), daß der Orden seine Zufrie-

*) Leo I. c. p. 141. "Elegit Luderus in Magnum Commendatorem F. Conradum Kesselhut. In Marsalcum Ditrichum Dominum ab Aldenborg. In provinciae Comment. F. Ioannem a Wildenberk. In Hospital. F. Syfridum ab Hoynek; In Trapiarium F. Günterum D. a Schwarzborg; in Thesaurarium F. Ludolphum Koenig.

friedenheit darüber nicht deutlicher bezeigen konnte, als daß er zwei von ihnen zu Nachfolgern unsers Luthers wählte *). Sein gütiges Betragen gegen die übrigen Brüder erwarb ihm Liebe und Gehorsam. Dadurch aber verlohren die Unterthanen des Ordens nichts. Der Hochmeister wußte, daß viele Ritter für die Unterthanen des Ordens sehr beschwerliche Gäste waren. Er suchte diesem Uebel aufs möglichste abzuhelfen. Nichts lag ihm daher so sehr am Herzen, als den deutschen Rittern Gottesfurcht ins Herz zu prägen, deswegen hielt er sie fleißig zu religiösen Uebungen an. Weil demungeachtet in manchem unter ihnen so viel Herzenshärtigkeit wohnte, und der Hochmeister deutlich genug sahe, daß die eigenthümliche Schönheit der Tugend weniger Eindruck auf sie machte, als harte Strafen; so hielt er sie in strenger geistlicher Zucht. Besonders aber bewies er sich als einen allgemeinen Landesvater in seinen Verordnungen. Er verdient angemerkt zu werden, daß er den Richtern das Geschenkenehmen aufs härteste verbot. Wer seine Befehle überschritt, den strafte er ohne Ansehen der Person,

andern

*) Dietrich Burggraf von Altenburg, und Ludolph Koenig, Herr von Maizan, waren seine Nachfolger. Hartknoch Alt und Neu Preußen. S. 300-302.

andern zum Schrecken, dem Lande zum Troste. Aber diese Strafen tragen denn auch das Gepräge jenes Zeitalters in reichlicher Maaße an sich. Man höre folgendes Beispiel. In der preußischen Stadt Saalfeld führte ein Bürger gegen eine Witwe einen Rechtshandel wegen einer Erbschaft. Der Ordensrichter war der unzüchtigste Mann von der Welt. Der Bürger, der dieses wußte, lieferte ihm sein eignes Weib in die Arme, um in seiner ungerechten Sache einen milden Richter zu haben. Schon damals währten die Processe lange, und dieser wenigstens so lange, bis der Richter des Bürgerweibes überdrüßig wurde. Inzwischen sprach die Rechtmäßigkeit der Forderung der Witwe zu laut für sie, als daß der Beamte, dem Bürger ganz zu gefallen, hätte entscheiden können, und da der Elende ohnehin von dieser Parthei hatte, was er wollte, so war er geneigt der Gerechtigkeit freien Lauf zu lassen. Aber seine Schamlosigkeit wollte auch dafür ein Opfer haben; er schrieb der Witwe die Bedingung vor, ihre schöne Tochter seinen Umarmungen preis zu geben. Weil das arme Weib sich aber weigerte, so verlohr sie den Rechtshandel. Die Verlassene klagte es ihren Freunden, und diese waren von der Gerechtigkeit unsers Prinzen so fest überzeugt, daß sie keinen

Augenblick anstanden, ihm von den schändlichen Zumuthungen des Richters Nachricht zu geben. Nur Luthern war es unmöglich, ein so hartes Verbrechen ohne schwere Ahndung zu lassen; er ließ die Sache aufs schärfste untersuchen, und da er die Frevelthat gegründet fand, so sah er sich genöthigt, ein Urtheil zu fällen, welches sonst mit seinem gutmüthigen Charakter im Widerspruche gewesen wäre. Nach diesem Urtheile wurde der Richter geschleift, und mit Pferden zerrissen, die Ehebrecherin auf den Backen gebrannt, und unehrlich gemacht; der Bürger geviertheilt, seine Güter eingezogen, und davon die Hälfte nebst der streitigen Erbschaft der Wittwe und ihrer Tochter zugesprochen. Eine solche Schärfe hatte unserm Regenten die Gerechtigkeit abgedrungen *). Was für eine Strafe mußte man nun von einem so gerechten Fürsten gegen den verruchten Mörder **Werners**, einen sächsischen Edelmann, Johann von Bendorf, erwarten? Leider ging dieser leer durch, weil der Pabst aus Haß gegen den Hochmeister, ihm seine Sünde vergeben hatte. War Luther da, wo es die Umstände heischten, unerbittliche Strenge, so sahe man doch aus tausend Bei-

*) Diese ganze Geschichte erzählet Henneberger in der Landtafel S. 4-6. Leo pag. 142.

Beispielen, daß Huld und Gnade eigentlich den Hauptzug in seinem Charakter ausmachten. Jene erstreckte sich auch bis auf die überwundenen Preussen. Bis auf seine Zeiten, hatten die vorigen Hochmeister die Strenge gegen diese Unglücklichen aufs höchste getrieben, und doch nichts weiter ausgerichtet, als sie zu unaufhörlichen Unruhen zu reitzen. **Luther** gewann sie durch Wohlthaten, durch Gnadenbezeugungen. Er adelte einen Landeseingebohrnen. Hiedurch übte er ein Recht aus welches keiner seiner Vorfahren versucht hatte. Er übte es an einem Manne aus, der Verdienste besaß, und der doch nicht Hoffnung gehabt hätte, seine Vorzüge auf diese Art von einem andern als Luthern vergolten zu sehen.

So rühmlich Luther für die innere Wohlfahrt des Landes sorgte, so sehr war er für dessen äußre Sicherheit bedacht. Der Waffenstillstand mit Polen ging zu Ende, und der König Wladislav machte alle Anstalten zum Kriege. Um alles Aufsehen zu vermeiden, und damit die Deutschen und Böhmen den Krieg als geringschätzig betrachten und dem Orden keine Hülfe leisten mögten, wollte der König nicht selbst zu Felde gehen, sondern bestellte seinen Sohn Casimir zum Feldherrn;

und machte ihn zum Oberbefehlshaber von Großpolen. Dieses letztere verdroß den Woywoden von Posen, Vincenz Nalenc, der daher unsern Luther in Marienburg besuchte, ihm der Polen Anschläge entdeckte, und rieth, den ersten Angriff nicht zu erwarten. Unser Prinz hatte, da der Krieg unvermeidlich war, seinen Plan bald gemacht, und war mit Ernst darüber aus, ihn in Feindes Land zu spielen. Er ging nach Thoren, um seine Truppen zu mustern, die sich hier zusammen gezogen hatten. Er ernannte den Ordensmarschall, Dietrich, Burggrafen von Altenburg, zum Oberfeldherrn, und den Ritter Otto von Lauterberg zu seinem Generallieutenant, und ertheilte ihnen Befehl, mit dem Woywoden in allen Stücken Rath zu pflegen, weil er des Landes kundig war, und den polnischen Prinzen aufzuheben versprochen hatte. Sein Alter und die Vorsorge für sein Land erlaubten ihm nicht, selbst mit zu Felde zu gehen, er blieb in Thoren, um auf alle Fälle in der Nähe zu seyn, und das Nöthige zu besorgen. Seine Truppen gingen über die Weichsel, und Furcht und Schrecken breitete sich vor ihnen aus. Ob sie gleich Brzest und Jungenleslau nicht übertrumpeln konnten, so durften sie sich doch bei der Belagerung dieser Plätze nicht aufhalten, weil

sie den Prinzen Casimir aufzuheben dachten. Da sie sich also aufs neue in Bewegung gesetzt, und Slubeza, einen dem Bischof von Posen gehörigen Ort, erobert hatten, wandten sie sich nach Pizdri, wo der Prinz stand. Dieser aber hatte von ihrem Anzuge schon Nachricht bekommen, und sich in die tiefsten Wälder zurückgezogen. Der Soldat, dem seine Hoffnung fehl geschlagen war, war so erbittert, daß er die Stadt ausplünderte, verbrannte, die ganze Gegend um die Warte mit Feuer und Schwerdt verheerte und, mit großer Beute beladen, glücklich zu Thoren wieder ankam. **Luther**, der mit dem Erfolge dieses Feldzuges schon zufrieden seyn konnte, beschenkte die Soldaten, und ihren Anführer. Allein er wußte wohl, daß der Krieg dadurch noch nicht geendet sey. Er setzte sich deswegen in die beßte Verfassung, ließ in Teutschland frische Völker werben, den König Johann von Böhmen, des Ordens Bundsgenossen, vom ausgebrochenen Kriege benachrichtigen, und befahl, daß sowohl aus Lifland, welches damals den Rittern gehörte, als auch aus Preußen eine starke Macht zusammen gezogen würde. Nun ward unter demselben Generale der zweite Zug von Thoren aus nach Großpolen unternommen. Die Ordensarmee eroberte die Woywodschaft Lenczicz,

zicz, und Kalisch bis auf die einzige Stadt dieses Namens. Denn obgleich deren Schloß eingenommen war, so blieben doch die böhmischen Völker aus, welche der Abrede gemäß die Stadt Kalisch mit angreifen sollen. Die Armee breitete sich bis Gnesen aus, wo die Polen den Körper des heil. Adelbert aus Furcht, daß die Preußen ihn mitnehmen mögten, versteckt hatten. Allein diesen war mehr mit den übrigen Kostbarkeiten dieses Orts gedient. Hierauf galt es die Woywodschaft Siradien, wo auch das Kloster gebrandschazt wurde, obgleich der Abt bei dem Comthur von Elbing, der mit bei dem Zuge war, es verbat, den aber der Conthur nicht verstand, oder auf gut Preussisch zu erkennen gab, daß er ihn nicht verstehen wollte. Das Heer der Ritter ging darauf abermals gegen Kalisch, war aber auch diesesmal nicht glücklicher. Dagegen wurde Konin, in der Woywodschaft Posen, eingenommen. Die Polen wußten kaum mehr, wie sie den einbrechenden Strom der Preußen aufhalten sollten. Das beßte Mittel schien ihnen am See Niczamisl - Verschanzungen, die 7 Meilen im Umfange hatten, aufzuwerfen, und mit einem tiefen Graben zu versehen. Diese Linien waren mit Edelleuten und Landvolk besetzt. Der Ordensmarschall schickte zwar

3000

3000 Reuter ab, um diese Verschanzungen zu stürmen, und die Polen auseinander zu jagen. Allein weil Wladislav davon Nachricht erhalten und eine ansehnliche Verstärkung hingeschickt hatte, so stürmten die Ordenssoldaten vergebens, obgleich mit einer solchen Wuth gefochten wurde, daß man auf keiner Seite Quartier gab. Wladislav war zwar mit einer ansehnlichen Macht nicht weit von dem preußischen Lager, allein der Ritter Volk konnte ihn nicht zum Stehen bringen. Bei Kö-nin vermuthete man zwar, daß es zur Schlacht kommen würde, aber der König zog sich aus Furcht zurück, und begnügte sich, den Ordensvölkern in kleinen Scharmützeln zuzusetzen.

Die tapfersten Helden haben oft durch Verräther ihr Grab gefunden, und die beßten Truppen sind durch sie geschlagen worden. Eben dieses erfuhr der Orden in Polen. Der König gewann durch große Versprechungen den abgefallnen Woywoden von Posen, der sich, wie oben ist erinnert worden, bei dem Ordensheere aufhielt. Dieser Treulose ging unter dem Vorwande, Kundschaft einzuziehen, aus dem Lager, und hielt mit Wladislav eine Unterredung, in welcher ausgemacht wurde, dem Orden eine Falle zu le-

gen;

gen; Vincenz wollte bei seiner Zurückkunft ins Lager, nichts gesehen, und nichts gehöret haben. Das Heer war bei dem Dorfe Plowetze oder Plewo bei Raziejow, eben auf dem Rückzuge begriffen, die Völker waren von den Strapatzen und der rauhen Witterung abgemattet, und nicht einmal beisammen. Ein Theil war unter dem Befehle des Peter Reus von Plauen vorausgeschickt, Brgest anzugreifen. In dieser gefährlichen Lage brachten den 27ten Sept. die Vorposten der Kreuzherren die Nachricht: daß die Königl. Macht in vollem Anzuge wäre. Vincenz widersprach dieser Nachricht so lange, bis der König bey dem dichten Nebel wirklich den Angrif that. Der Soldat mußte so geschwind als möglich in die Waffen gebracht werden, ohne daß einmal an eine Schlachtordnung gedacht werden konnte. Die Polen waren in fünf Haufen getheilt, und der, welcher aus der königlichen Leibgarde und dem Kern der Armee bestand, that den Angrif. Demungeachtet wehrten sich die Preußen lange aufs tapferste und würden gewiß einen völligen Sieg erfochten haben, wenn ihnen nicht der verrätherische Woywode, der getroffnen Abrede gemäß, mit einer ausgesuchten Mannschaft in den Rücken gekommen wäre. Dies brachte alles in Unordnung. Die

bra-

bravesten Leute wurden zum Theil in die Pfanne gehauen, zum Theil gefangen, und die Ordensarmee erlitt eine völlige Niederlage. Gleich beim Anfange der Schlacht ward dem Vortrapp, der zur Belagerung von Brzest voraus geschicket war, der Befehl ertheilet, der Hauptmacht sogleich zu Hülfe zu eilen. Er kam aber zu spät, jedoch zeitig genug, um an dem Unglücke seiner Waffenbrüder Theil zu nehmen. Die siegenden Polen ließen die Gefangnen, worunter der Ordensmarschall war, unter einer Bedeckung zurück, und griffen die eben angekommenen aber viel zu schwachen Ordensvölker an. Es fiel ihnen nicht schwer, auch diese zur Flucht zu bringen, und also an einem Tage einen zwiefachen Sieg zu erkämpfen.

Die Polen prahlen, daß sie nur 3 bis 500 Mann eingebüßt hätten, daß aber von den Rittersleuten 2000, nach andern, 4000 Mann, theils geblieben, theils gefangen seyn sollen, welches aber sicher übertrieben ist. Man kann leicht denken, welchen Schrecken diese Nachricht in Preussen verursachen mußte. Nur **Luther** ließ den Muth nicht sinken, wo ein andrer sich kaum zu rathen gewußt hätte. Preußen war schon gesichert, da dieser Hochmeister auf Rathschläge dachte.

Die Polen hatten noch nicht die preußischen Grenzen erreicht, als Luthers Klugheit schon dafür gesorgt hatte, daß Wladislav sich zurückziehen mußte. König Johann von Böhmen war nemlich auf unsers Prinzen Veranlassung in Polen eingebrochen, und hatte Posen berennet. Dies sicherte Preußen. Eben dieser Monarch suchte zwar in Verbindung mit dem Könige Karl von Ungarn das Kriegesfeuer beider streitenden Mächte auszulöschen, und im Martinsfeste wurde wirklich daran gearbeitet. Allein mußte nicht schon deswegen alles vergebens seyn, da Polen die Zurückgabe Pomerellens verlangte?

Weil Wladislav also durchaus zu keinen annehmlichen Verträgen zu bringen war, so mußte Luther den Krieg fortsetzen. Es waren verschiedene Teutsche und böhmische Hülfstruppen unter der Anführung der Grafen von Bergen und Poppo von Köckeritz angekommen. Der Hochmeister behielt als ein kluger Krieger beständig die Maxime bei, sein Pferd an des Feindes Krippe zu binden, um seiner Unterthanen aufs möglichste zu schonen. Er ließ also seine Völker in Kujavien einfallen, und in 14 Tagen da herum alles verheeren. Im Anfange des folgenden Jahres schick-

te

te Luther ein ansehnliches Korps ab, um Brzest zu erobern. Da man den Ort durch Hunger nicht zwingen konnte, so wurde am Charfreitage gestürmet, und vier Tage damit fortgefahren, bis der Soldat mit dem Degen in der Faust diesen Platz erstieg. Hierauf ging Jungenleslau an den Orden über, und der Besatzung von Gniewkow, die Wladislavs Bruders Sohn, Casimir, anführte, wurde unter der Bewilligung, ein freier Abzug bewilligt, daß auf ihre Kosten die Vestungswerke zerstöret würden. Kurz, ganz Kujavien und das Ländchen Dobrin wurden erobert. Luther suchte nunmehr in beiden festen Fuß zu fassen. Er ließ verschiedene Städte, welche damals zugleich Festungen waren, entweder ganz von neuem bauen, oder wenigstens von neuem befestigen. Er gab ihnen gute Besatzungen, die von Comthurs befehliget wurden. Brzest, Konin, Kalisch, Sirad, Lenczicz, Spielemberg, Jungenleslau und mehrere andere Städte müssen unsern Luther zum Theil als ihren Erbauer, theils als ihren Wiederhersteller verehren. Auf der Seite von Pommern, ward Stolpe erobert, besetzt, und erhielt einen Comthur. Wladislav, den der Verlust der schönsten Länder kränkte, zog nunmehr seine ganze Macht zusammen, und Karl von Ungarn stieß

mit

mit einigen Tausenden zu dem Heere der Polen. Diese ungeheure Menge brach um Marien Himmelfahrt durch Masovien in das Kulmische Gebiet unsers Prinzen ein, und richtete schreckliche Verwüstungen an. Nun brannte zwar unser Hochmeister vor Begierde, eine Schlacht zu liefern; allein weil die Polen zum Frieden geneigt zu seyn schienen, so zog Luther ihn dem Blutvergießen vor, und arbeitete mit Ernst an einem Waffenstillestande. Einige Magnaten von Großpolen waren von Wladislav abgefallen, und mit Johann von Böhmen in Unterhandlung getreten. Dies beförderte die Friedensunterhandlung; es ward ein Vertrag geschlossen, nach welchem bis auf das Dreieinigkeitsfest künftigen Jahres ein Waffenstillstand beliebet, alle in diesem Kriege gemachten Gefangene auf freien Fuß gestellet, und dem Orden bis dahin alles Eroberte gelassen werden sollte. So rühmlich endigte sich dieser Krieg für unsern Prinzen. Wladislav hatte dem Orden Pommerellen nicht lassen wollen, und verlohr darüber Kujavien und das Land Dobrin.

Luther war bei dem Glücke, welches seine Unternehmungen begleitete, fest überzeugt, daß aller Sieg von oben herab kömmt, und daß das

Glück

Glück der Waffen in des höchsten Hand stehet. Dieses bewog unsern frommen Hochmeister zur innigsten Dankbarkeit, und er ließ, um diese zu beweisen, zur Ehre Gottes in Königsberg einen Tempel erbauen, der ein Meisterstück seiner Zeit war. Diese Kirche machte er zur Domkirche des Samländischen Bisthums, da der Dom bis auf seine Zeit in der Altstadt Königsberg gewesen war.

So sehr indessen auch dieser Bau sowohl, als die ganze Landes-Regierung die ungetheilte Sorgfalt des Hochmeisters heischte, so widmete er doch einen Theil seiner Zeit den Wissenschaften. In der Beschäftigung mit ihnen fand er sein Vergnügen, sie waren seine Erhohlung, und sein Bedürfniß, wenn die mühsamen Regierungssorgen ihn beinah überwältigten. Er schrieb ein Gedicht von dem Leben und der Marter der heiligen Barbara, nnd erzählte, wie das Haupt dieser Martyrerin nach Preußen gekommen wäre. Es ist zu bedauren, daß das Schicksal diesen Beweis von der Gelehrsamkeit, von der Geschichtskunde und den Dichtertalenten eines so wackern Regenten der Nachwelt entzogen hat; und wie sehr wäre es zu wünschen, daß diese Seltenheit des Alterthums, diese Spuren der Gelehrsamkeit der finstersten

Zeiten aus dem Staube hervor kämen. Unter solchen ruhmwürdigen Beschäftigungen konnte Luther schwerlich Sinn für den verheerenden Krieg haben. Seine hauptsächlichste Bemühung war vielmehr dahin gerichtet, die armen Unterthanen in Ruhe zu erhalten, und das Beßte des Landes zu befördern. Als daher der König von Polen, Wladislav Loktet, zu Anfange des folgenden Jahres in die Ewigkeit ging, war er sehr bemühet, mit dessen Nachfolger, dem großen Casimir, die Ruhe und Eintracht zu unterhalten. Es wurde daher an der Verlängerung des Waffenstillstandes gearbeitet, und endlich ausgemacht, daß der Ruhestand zwischen beiden Mächten bis Johannis des folgenden Jahrs fortdauern und Johann von Böhmen, den unser Hochmeister, und Karl von Ungarn, den Polen zu Schiedsrichtern wählte, sollten über die Ansprüche beider Theile auf Pommerellen, Kujavien, Dobrin, das Kulmische und Michelanische Land gütlich entscheiden. Zum Beweise, wie sehr dem Hochmeister ein dauerhafter Friede am Herzen liege, bewilligte er, daß die Festung Brzest bis zum künftigen Frieden mit neutralen Truppen, entweder des Herzogs Ziemoviti von Masau, oder des Bischofs Matthias von Ladislaw, besetzt würde, doch so, daß wenn kein

Friede

Friede zu hoffen wäre, dieser Platz dem Orden wieder eingeräumt werden sollte. Luther kam auch dieser Verabredung aufs genaueste nach, und befestigte hierdurch den Ruhestand seiner Staaten.

Schon sein Vorfahr in der Regierung hatte wegen des Rechts der Hochmeister bei den Wahlen der preußischen Bischöfe große Streitigkeiten mit den Capiteln gehabt. Luther mußte also auf die Fälle acht geben, wo der Orden seine Rechte zur Ausübung bringen konnte. Nach des Bischofs Rudolphs von Pomesanien Tode schlug Luther seinen Beichtvater Albrecht vor, und hatte das Vergnügen, daß er ohne Widerspruch gewählt wurde. Im folgenden Jahre starb Heinrich Wagenachs, Bischof von Ermeland. Hier setzte es weit mehr Schwierigkeiten. Der Orden hatte einen Ordenspriester Namens Jacob, einen sehr gelehrten und berühmten Mann, vorgeschlagen. Der größre Theil der Domherren aber wählte einen Geistlichen Namens Michael. Jener suchte zwar in Rom und in Avignon sein Recht auszuführen, allein er durfte sich nicht viele Hoffnung machen, weil der Pabst durchaus nicht dem Orden das Recht zugestehen wollte, Bisthümer zu vergeben. Nun starb zwar Michael schleunig. Allein Jacob hatte

davon

davon um so weniger Nutzen, weil man ihm Schuld gab, daß er es selbst sey, der seinen Nebenbuhler mit Gift aus dem Wege geräumt habe. Der Pabst nahm ihm aus dieser Ursache ausdrücklich alles Recht zum Bisthume, und darüber grämte sich der ehrliche Mann zu Tode. Der Hochmeister ertheilte nichts desto weniger als Patron dem Ordenskanzler Hermann, einem sehr gelehrten und um den Orden verdienten Manne, dieses Stift und schickte ihn deswegen nach Rom; allein die Domherrn wollten durchaus dem Orden das Recht, einen Bischof zu ernennen, nicht zugestehen, und Luther erlebte nicht das Ende dieses Streits. Dagegen genoß er das innige Vergnügen, zu sehen, wie sich das Volk im Lande zusehens mehrte*) und am Wohlstande zunahm und daß der Orden allenthalben in großem Ansehen stand.

Die Litthauer hatten ihrer Gewohnheit nach zwar das Galinden ausgeplündert und einen Plan geschmiedet, die alten preußischen Einwohner zum Aufruhre zu bewegen. Allein diese liebten die gelinde

*) Ein Beweis davon war, daß noch in Luthers Sterbejahre Welau, Angerburg und andere Städte gebauet werden konnten.

linde Regierung ihres edlen Landesfürsten so sehr, daß sie den ganzen Anschlag entdeckten, und dieser dadurch von selbst vereitelt wurde. Um diese wohlthätige Ruhe auch auf der polnischen Seite zu erhalten, setzte Luther im Jahr 1535 die Unterhandlungen mit Casimir dem Großen, und mit den Königen, deren Aussprüche die Streitsache überlassen war, fort. Man hatte sich verglichen, daß deswegen zu Kronweißenburg in Ungarn eine Tagesfahrt gehalten werden sollte. Luther machte dazu auch bereits alle Anstalten; allein der Tod erlaubte ihm nicht, die Frucht seiner Arbeit, das **Glück des Friedens selbst** zu erleben. Seine steten Anstrengungen und vielen Bemühungen hatten ihn sehr entkräftet, sein hohes Alter war selbst eine Krankheit, welche jeder Zufall tödlich machte; **Luther**, dessen Leben eine Kette großmüthiger Handlungen und ruhmwürdiger Heldenthaten gewesen war, sahe seinem Ende standhaft entgegen. So wie er gelebt hatte, so starb er. Er lebte gerecht, und starb als ein Frommer. Als seine überhandnehmende Schwachheit ihm seinen letzten Lebenstag ankündigte, ließ er sich — es war den Sonntag vor Pfingsten 1335. — in die

von

von ihm erbauete Domkirche bringen. Mitten in seiner Andacht, unter Gebet und Flehen, starb er wie **Antonin**, und sein Volk beweinte ihn als einen andern **Titus**.

III.

Menzikof *)

Es gibt gewiß wenige Sterbliche, in deren Schicksalen sich der Wankelsinn und die Veränderlichkeit des Erdenglücks auf eine so auffallende Art gezeigt hat; wenige, die von der Glücksgöttin auf der einen Seite so ausserordentlich begünstigt und auf der andern auf eine so schreckliche Art gedemüthigt worden sind; kurz wenige, die durch die Begebenheiten ihres Lebens so merkwürdig wurden, als Menzikof. Er war in einem niedern Stande gebohren, und stieg bis zu den Stufen des Throns. Sein erster Name war Alexander. Das Jahr seiner Geburt ist nicht bekannt, und er selbst wußte es nicht. Das ganze rußische Volk lebte damals in einer gleichen Un-

D wis-

*) Anecdotes du regne de Pierre I. Hist. moderne.

wissenheit. Die Großen allein hielten sich Verzeichnisse, worin man die Geburts- und Sterbetage, die Ehebündnisse, und überhaupt alles, was ihre Familien intereßiren konnte, aufzeichnete. Peter der Große sahe es sehr wohl ein, wie viel Mißbrauch und Nachtheil aus jener Unwissenheit, welche unter dem gemeinen Volke in Absicht auf Geburt, Verheirathungen und Sterbefälle herrschte, entstehen konnte, und gab daher im Jahre 1699. allen Pfarrern den Befehl, daß sie öffentliche Verzeichnisse von den Taufen, Verheirathungen und Beerdigungen ihrer Pfarrkinder, von welcher Art sie auch seyn mögten, halten sollten.

Menzikof, welcher früher, als Peter, jene Verordnung gemacht hatte, gebohren war, konnte daher die Zeit seiner Geburt nicht mit Gewißheit angeben.

Sein Vater war ein Pastetenbäcker, und hatte die Erlaubniß erhalten, eine Bude auf dem Platze vor dem Kremelin, oder kaiserlichen Pallaste zu Moskau erbauen zu dürfen. Sobald sein Sohn ihm in seinem Gewerbe zu helfen im Stande war, ließ er ihn in den Straßen zu Moskau Pasteten zum Verkaufe herumtragen. Der junge

Alexander besaß eine sehr angenehme Gestalt, und eine natürliche Munterkeit. Er rief seine Waare auf eine so lustige Art aus, und gab denen, die ihn fragten, so lebhafte und sonderbare Antworten, daß er täglich eine ansehnliche Menge Pasteten verkaufte.

Weil er gemeiniglich auf dem Schloßhofe das Meiste von seiner Waare absetzte; so ging er auch öfters dahin. Die Soldaten von der Garde trieben ihre Scherze mit ihm, und der junge Mensch wandte auf seiner Seite alle Talente, sie zu belustigen, an, weil er dabey seinen Vortheil fand. Das Glück, welches einen Gefallen daran zu finden scheint, seine Launen zu zeigen, zog ihn bald aus diesem niedern Stande hervor. Peter I. war damals noch in dem glücklichen Alter, worin uns das Vergnügen an Kleinigkeiten keine Scham abzwingt. Er beobachtete täglich den jungen Pastetenbäcker aus den Fenstern des kaiserlichen Zimmers, fand ein Vergnügen daran, ihm zuzuhören, und bekam endlich sogar unvermerkt eine Art Zuneigung gegen ihn.

Sonderbar genug war der Umstand, wodurch er Petern zuerst näher bekannt wurde, und der,

so unbedeutend er auch scheinen mag, angeführt zu werden verdient. Ein Soldat von der Wache, gegen welchen sich der junge Pastetenbäcker einige bittere Scherze erlaubt hatte, zupfte ihn eines Tages bei den Ohren. Alexander that einen so durchdringenden Schrei, daß ihn der Czar hörte. Der Prinz, von dem Schmerze des Knaben gerührt, gab einem Officier den Auftrag, ihn sogleich den Händen des Soldaten zu entziehen, und zu ihm zu führen. Der junge Mensch erschien vor dem Czar ohne die mindeste Bestürzung, antwortete mit einer entschlossenen Mine auf alle Fragen, die Peter an ihn that, und ließ sogar einige nicht unwitzige Scherze mit unter laufen. Die Zuneigung des Czars wuchs durch diese mündliche Unterredung so sehr gegen ihn, daß er ihn als Page in seine Dienste zu nehmen beschloß, und sogleich, ihn als einen solchen zu kleiden, Befehl gab. **Menzikof** war in seiner ersten Jugend von einer auffallenden Schönheit. Er wurde bald der Leibpage des Czars, war beständig bei ihm im Zimmer, folgte seinem Herrn überall, selbst in den Staatsrath nach, und fügte, wenn daselbst Sachen von Wichtigkeit abgehandelt wurden, nicht selten seine Meinung dem Gutachten der Minister bei; er that es aber anf eine so launige und zu-

gleich

gleich angenehme Art, daß er dadurch niemanden verdächtig wurde, und seinem Herrn selbst Freude darüber machte.

Das Glück, welches sich die Erhebung dieses Mannes aus dem Staube gleichsam zur Pflicht gemacht zu haben schien, verschaffte ihm alle Gelegenheiten, seinen Credit bei dem Monarchen zu vermehren. Als er eines Tages in einem öffentlichen Gasthause war, hörte er in einem Nebenzimmer zwei Personen so lebhaft mit einander reden, daß er das, was sie sagten, verstehen konnte. Der Name, Czar, fiel seinen Ohren besonders auf; er verdoppelte seine Aufmerksamkeit, und vernahm, daß von einer Verschwörung gegen den Monarchen die Rede war. Menzikof eilte sogleich nach dem kaiserlichen Pallaste, und entdeckte Petern alles, was er gehört hatte. Der Czar ließ die beiden Verschwornen sogleich aufheben. Man brachte sie ins Verhör, sie gestanden alles ein, gaben ihre Mitschuldigen an, litten die verdiente Strafe ihres Verbrechens, und die Zusammenverschwörung wurde dadurch vereitelt.

Menzikof, der als ein gescheidter Kopf deutlich vorher sahe, daß er, um sich in der Gnade seines Herrn, die er sich durch seine Jugend und

Schön=

Schönheit erworben hatte, zu erhalten, Talente nöthig haben werde, legte sich eifrig auf Staats- und Kriegswissenschaften; ein Umstand, wodurch er sich Petern und seinen Nachfolgern gleichsam nothwendig machte. Sein Fleiß wurde durch vorzügliche Geistesfähigkeiten unterstützt. **Menzikof** wurde bald ein geschickter Staatsmann, und legte auch mehrere Proben von Muth und Kriegsgeschick in dem Kriege des Czars mit **Karl** XII. ab. Er gelangte bald darauf zu den größten Ehrenstellen des Reichs, und wurde zum Knees oder Fürsten, zum Feldmarschall, zum ersten Rathsherrn und Ritter der rußischen Orden ernannt.

Reichthum und Ehrenstellen reitzen die menschliche Begierde immer nach mehrern, und die Vernunft weiß nur gar zu selten, ihr den Standpunkt anzuweisen, über welchen sie nicht hinausschweifen darf. **Menzikofs** Sucht nach jenen Gütern hatte keine Gränzen mehr. Er häufte unermeßliche Summen zusammen, und befand sich im Besitze so vieler Landgüter, daß man von diesem Günstlinge sagte: er könne von Riga in Liefland bis nach Derbent in Persien reisen, und alle Nächte auf einem ihm zugehörigen Landgute schlafen. Bei der Berechnung seiner Domainen zählte man bis an 50000 Familien, die ihm zugehörten.

ten. Seine unermeßlichen Reichthümer sättigten dennoch seine Begierde nach ihnen nicht; er wollte auch von fremden Fürsten Schätze haben. Alle diejenigen, welche vom Czar etwas zu fürchten oder zu hoffen hatten, suchten die Protektion dieses Günstlings. Der deutsche Kaiser gab ihm die Würde eines Reichsfürsten, und das Herzogthum Kosel in Schlesien. Die Könige von Dänemark, Preußen und Polen machten ihn zum Ritter ihrer Orden, und verbanden, um seinen Geitz und seine Eitelkeit zugleich zu befriedigen, mit denselben ansehnliche Jahrgehalte.

So oft sie seiner Gunst beim Czar bedurften, schickten sie ihm reiche Geschenke von goldnem und silbernem Tischgeschirr, brillantenen Schmuck, u.s.w. Man versichert, er habe drei Kleiderbesetzungen von Diamanten von größter Schönheit gehabt. Da er glaubte, daß für seine Forderungen nichts mehr zu groß sey, so verlangte er das blaue Band vom französischen Hofe. Man wagte es nicht, ihm geradezu eine abschlägliche Antwort zu geben; sondern wich seinem Begehren unter dem Vorwande aus, daß er zuvor die römisch-katholische Religion annehmen müsse, wenn er Ritter vom heiligen Geiste werden wollte. Zuweilen fand der

stolze

stolze Mann ein lächerliches Vergnügen daran, sich mit seinen Ordenszeichen auf einmal zu schmücken, da denn die verschiedenen Farben der Länder, die sich auf seiner Brust durchkreuzten, einen sonderbaren Anblick verursachten. Die deutschen Fürsten gaben ihm in ihren Briefen den Titel: Hoheit, und **Menzikof**, von seiner Größe trunken, glaubte das mit Recht fordern zu können, was ihm bloß die Schmeichelei zugestand. Er verlangte vom französischen Hofe eben die Ehre, welche ihm die deutschen Fürsten erwiesen; aber man gab ihm zur Antwort: daß dieser Hof diesen Titel keinem andern, als gebornen Prinzen gäbe.

Wenn auch **Menzikof** zuweilen eine Kränkung von der Art erfuhr; so konnte er sich doch leicht durch das Ansehn, und die Gewalt trösten, die er im rußischen Reiche täglich zu vergrößern wußte. Er ging so weit, daß er über den Besitz der Krone entschied. Peter der Große starb den 8ten Februar 1725. Der Senat kam zusammen, um sich über die Thronfolge zu berathschlagen; aber **Menzikof**, welcher Großmarschall des Reichs war, ließ den Pallast, worin sich die Versammlung befand, rings umher mit Soldaten besetzen. Ein Kunstgriff, wodurch er denen eine Furcht einzuja-

zujagen suchte, welche sich der Wahl Catharinens, Peters Wittwe, widersetzen dürften. Menzikof wünschte nichts mehr, als daß dieser Prinzeßin die rußische Krone gegeben werden mögte. Er war, ehe der Czar sie kennen lernte, ihr Liebhaber gewesen, hatte sich als ein schlauer Hofmann stets in ihrer Freundschaft zu erhalten gewußt, und hoffte nicht ohne Grund, daß sich sein Ansehn unter der Regierung dieser Prinzeßin nicht vermindern, sondern vielmehr vergrößern würde. Einige Rathsherren wollten die Rechte Peters, des Sohns des unglücklichen Alexis,, geltend machen. Es entstanden Streitigkeiten darüber, und man that daher den Vorschlag, die Fenster des Saals zu öffnen, und das um den Pallast versammelte Volk um Rath zu fragen. In dem Augenblick ließ Menzikof einige bewaffnete Officiere, die er in das Vorzimmer gestellt hatte, hereintreten, und sagte mit einem herzhaften Tone: "Es ist nicht so warm, daß man die Fenster zu öffnen nöthig hätte! — Die sicherste Parthie, die wir nehmen können, ist die, daß wir Catharinen die Krone geben, und sogleich einen Gesandten, um sie von unsrer Wahl zu benachrichtigen, an sie abschicken." Die Furcht bemächtigte sich aller Anwesenden, sie erwählten Catharinen zur Kaiserin aller Russen,

und gaben ihr alsbald Nachricht von ihrer neuen Würde.

Menzikof hatte sich in seinen Hoffnungen nicht betrogen; die Kaiserin erinnerte sich noch zu lebhaft an ihren vorigen genauen Umgang mit ihm, — — sie schätzte seine Person, seine Talente ausserordentlich, und er behauptete unter ihrer Regierung alles Ansehn, welches er unter Petern genossen hatte.

Als Catharine starb, sahe er wohl ein, daß er, um seines besondern Vortheils willen, Petern, dem Sohne des Alexis, eher als der Prinzeßin Anne, (die damals an den Herzog von Holstein verheirathet war) oder der Elisabeth, Peters des Großen und Catharinens Tochter, die Krone verschaffen müsse. Mehrere Rathsherrn verwendeten sich für das Interesse dieser beiden Prinzeßinnen; aber Menzikof declamirte in dem entscheidendsten Tone dawider, fügte sogar Drohungen hinzu, und vergab das zweitemal die Krone von Rußland. Er sahe vorher, daß es ihm nicht schwer werden würde, sein voriges ganzes Ansehn unter der Regierung eines jungen Herrn von zwölf Jahren zu behaupten, und er hatte wahrscheinlich schon die feinsten Plane dazu gemacht. Um diesen Endzweck

zu

zu erreichen, rühmte er dem jungen Kaiser zuvörderst die großen Dienste, die er ihm bei seiner Kaiserwahl geleistet hätte. Er sagte ihm: daß die Rathsherren sehr ungünstige Absichten in Betracht seiner geäussert hätten, und redete von nichts, als heimlich angesponnenen Verschwörungen gegen seine Person. Darauf versprach er ihm, mit größter Sorgfalt für seine Sicherheit zu wachen, und alles Unglück, das ihm drohe, von ihm abzuwenden. Wie leicht war ein solcher Knabe von einem so listigen Staatsmann zu hintergehen! Der junge Kaiser setzte kein Mißtrauen in die Worte des **Menzikof**, erschrack über das Gemählde, welches er ihm von den über ihm schwebenden Gefahren machte, und bat ihn mit dem innigsten Zutrauen, welches Kinder so leicht an ältere Leute, die sich ihrer gegen gewiße Bilder des Schreckens annehmen, anschließt, für seine Erhaltung zu sorgen. Nun hatte der schlaue **Menzikof** den Kaiser da, wo er ihn haben wollte, und nun wagte er auch gleich den ersten kühnen Schritt, seine Plane auszuführen. Er stellte dem jungen Monarchen vor, daß er, um ihn gegen seine Feinde schützen, die gefährlichsten von ihm entfernen, und noch andre in den Schrancken ihrer Pflichten halten zu können, die unumschränckteste Gewalt haben müsse.

Er verlangte zum **Vikar des Reichs**, und zum **Generalißimus des ganzen Heers** ernannt zu seyn; hatte schon vorher die Bestellungsbriefe dazu ausfertigen lassen, und der Kaiser — unterschrieb.

Menzikof blieb dabey nicht stehen, er mußte für die Zukunft den Kaiser an noch engere Ketten schließen, wenn er immer von ihm unabhängig bleiben wollte; jetzt suchte er ihn selbst durch die Bande des Bluts mit sich zu verbinden, und ihn zu seinem **Schwiegersohn** zu machen. Um die Schwierigkeiten, die sich seinem kühnen Vornehmen in den Weg stellen konnten und mußten, zu entfernen, beging er ein Verbrechen, welches diesen großen Mann am meisten geschändet hat, und verwies alle diejenigen des Landes, die sich der neuen Vergrösserung seines Ansehns widersetzen konnten. Es wurden viele nach Siberien geschickt, wo sie, nachdem ihre Güter eingezogen waren, ein Opfer des schrecklichsten Elendes wurden. Aus Furcht vor gleichen Schicksalen legten mehrere Große sich ein tiefes Stillschweigen über alles, was vorging, auf, und überließen sich blos einem stillen Nachdenken. Die Verlobung des Kaisers mit Menzikofs ältesten Tochter ging endlich ohne alle Hindernisse vor sich. Der Rath und die hohen

Kronbedienten waren dabei gegenwärtig, und legten ihr Mißvergnügen nur durch ein finstres Stillschweigen an den Tag.

Aber selbst dies, daß **Menzikof** seine Tochter auf den rußischen Thron steigen sahe, war noch nicht genug für seine unbegränzte Eitelkeit; er wollte auch seinen Sohn zu einem Souverain machen. Er ließ deshalb würklich Truppen gegen Curland anrücken, und wollte die Einwohner dieses Herzogthums zwingen, daß sie seinen Sohn als ihren einzigen rechtmäßigen Herrn erkennen sollten; aber es fanden sich Hindernisse dabei, die er aus dem Wege zu räumen nicht Zeit genug hatte.

Menzikof stand jetzt auf dem höchsten Gipfel seines Ansehns. Das ganze rußische Reich war ihm unterthan, und er hatte ohne große Schwierigkeiten den großen Weg seines Glücks bis zu den Stufen des Thrones zurück gelegt. Er fürchtete keinen seiner Feinde, er glaubte sie alle unterdrückt, und seine Macht auf einem Felsengrunde gebaut zu haben. Der Ehrgeitzige gleicht dem Trunkenen, welcher keinen Abgrund vor sich sieht. **Menzikof** überließ sich jetzt einer stolzen und unweisen Sorglosigkeit; — aber ein **Weib** fing zuerst an, den Koloß seines Glücks zu erschüttern.

Eu-

Eudoxia Lapucia, die erste Gemahlin Peters des Großen, Mutter des Alexis, und Großmutter des regierenden Kaisers, wagte es zuerst, sich gegen **Menzikof** aufzulehnen. Sobald diese Prinzeßin erfuhr, daß ihr Enkel auf dem Throne säße, legte sie den Schleier ab, und verließ das Kloster, in welchem sie seit dem Tode ihres Sohnes eingeschlossen war. Ihr Rang als Großmutter des Kaisers verschafte ihr viel Anhänger, und der übermüthige Menzikof mußte sich selbst vor ihr demüthigen. Inzwischen glaubte er doch, daß sie sich mit den Ehrenbezeigungen, die man ihr erwies, begnügen, und mit ihrer jetzigen viel glücklichern Lage zufrieden, sich in keine Staatssachen mischen würde. Allein **Menzikof** scheint die Größe des weiblichen Ehrgeitzes nicht genug gekannt zu haben, er betrog sich, und **Eudoxia** sahe sich kaum in Freiheit, als sie schon die Neigung, den Staat zu regieren, und sich zur Regentin ausrufen zu lassen, blicken ließ, in welcher Absicht sie die Gunst der Rathsherren, der Officiere und Soldaten zu gewinnen suchte.

Menzikof, dem es seiner despotischen Regierung ohnerachtet nicht an Kreaturen fehlte, wurde bald von allem benachrichtigt, was vorging. Er be-

begrif es nun sehr wohl, wie nothwendig es sey, bei Zeiten die Anschläge einer so angesehenen und ehrgeitzigen Frau zu vereiteln. Er ging daher zu dem jungen Monarchen, und machte ihm eine so auffallende und giftige Schilderung der Denkungsart seiner Großmutter, und der Gefahr, welcher er sich aussetzte, wenn er ihr erlaubte, sich in die Regierungsgeschäfte zu mischen, daß der Prinz ihr wieder ins Kloster zurückzugehen befahl. Die einzige Gnade, die sie noch erhielt, war die, daß sie in ein Kloster zu Moskau gehen durfte. Hier erhielt sie den Namen einer Aebtissin, und einen viel ansehnlichern Jahrgehalt, als man ihr versprochen hatte, — nur durfte sie ihr Kloster nicht verlassen.

Durch diesen Sieg, den **Menzikof** selbst über die Großmutter des Kaisers erhielt, wurde er noch dreister, und glaubte nun gar nichts mehr zu fürchten zu haben. Die Sorge, seine Familie mit der kaiserlichen zu vermählen, beschäftigte ihn ganz allein; aber sein Fall war näher, als er glaubte.

Der Fürst **Dolguruki** und der Graf **von Ostermann** waren bisher seinem Mißtrauen immer sorgfältigst ausgewichen, daher er sie auch in keinem Betracht fürchtete, und zu ihnen gemeiniglich

niglich mit jener drohenden Miene sprach, welche einem Tyrannen eigen ist, der das Unglück, gefürchtet zu seyn, dem Glücke, geliebt zu werden, vorzieht. Ja er ging so weit, daß er selbst gegen den jungen Monarchen einen befehlshaberischen Ton annahm, welcher vor Schrecken zitterte, sobald er **Menzikof** sahe, oder reden hörte. — —

So standen die Sachen, als **Menzikof** von einer äußerst gefährlichen Krankheit befallen wurde. Man glaubte, daß er sterben würde, und sahe sich daher genöthiget, die Person des jungen Kaisers der Aufsicht des jungen Fürsten **Dolgoruki** anzuvertrauen. Der neue Hofmeister nutzte diesen Umstand, der nicht vortheilhafter für **Menzikofs** Gegner seyn konnte, den Haß **Peters** gegen jenen zu vermehren. Er gab dem jungen Monarchen viel mehr Freiheit, als ihm sein tyrannischer Vorgänger verstattet hatte, berief seine Tante die Prinzeßin **Elisabeth** zu ihm, und erlaubte auch seinem Sohne, dem jungen Dolgoruki, dem Kaiser mit ihr zugleich die Zeit auf eine angenehme Art verkürzen zu helfen. Beide waren von gleichem Alter, ihre Spiele, ihre Scherze und die Vertraulichkeit, welche sie begleitete, gefielen dem Prinzen sehr bald. Er verglich

die

die ernsthaften und traurigen Belustigungen, die Menzikof ihm verschaffte, mit denen, welche er jetzt genoß, und faßte natürlicher Weise einen hohen Grad von Freundschaft gegen diejenigen, welche ihn, bisher noch ganz unbekannte Freuden kennen lehrten.

Inzwischen fing Menzikof wieder zu genesen an. Er erkundigte sich sehr bald nach dem, was am Hofe vorging, und erfuhr zu seinem größten Verdrusse, daß man Petern eine vollkommene Freiheit und alle Belustigungen verstatte, die seinem Alter angemessen wären. Menzikof eilte, sobald er seine Stelle bei ihm wieder einnehmen konnte, ihm die alten Fesseln wieder anzulegen. Die Prinzeßin Elisabeth erregte bei ihm allein einigen Verdacht, und sie war es auch allein, die er vom Kaiser unter dem Vorwande entfernte, daß sie ihn durch ihre öftern Besuche in seinem Fleiße unterbräche, und er also nicht länger erlauben könnte, daß sie Petern anderswo, als bei feierlichen Gelegenheiten sehen dürfe. Ein Umstand, wodurch der junge Prinz immer mehr gegen seinen strengen Hofmeister aufgebracht werden mußte. Die Freundschaft, welche der Prinz gegen den jungen Dolgoruki, welcher nach den Anweisungen seines schlauen

Vaters Petern ganz gewonnen hatte, an den Tag legte, erregte bei **Menzikof** kein Mißtrauen. Er hielt beide nicht für gescheid und kühn genug, sein Ansehn anzugreifen, und überdem ließ ihm die Strenge, womit er den Kaiser behandelte, und die natürliche Furchtsamkeit des Prinzen hoffen, daß er sich seiner Sklaverey nie entreißen würde. Allein jene besaßen die Kunst der Verstellung, — diese List der Höfe, — im höchsten Grade, und trieben die Vorsichtigkeit und Verschwiegenheit so weit sie nur gehen konnte; außerdem waren sie noch mit dem Grafen von Ostermann durch Freundschaft verbunden, einem Manne, welcher List und Kühnheit mit einander vereinigte, ein geschworner Feind **Menzikofs** war, und nur auf eine Gelegenheit lauerte, seinen ganzen Haß auf jenen ausschütten zu können, — und diese Gelegenheit wurde ihm jetzt geboten.

Menzikof hatte den jungen Monarchen mit sich nach Petershof genommen, um sich daselbst einige Tage aufzuhalten, und das Vergnügen der Jagd zu genießen. Petershof ist ein Lustschloß, welches Peter der Große einige Meilen von Petersburg hatte aufrichten lassen. Es liegt unter einem angenehmen Himmelsstriche. Seine Gärten

ten sind nach denen zu Versailles angelegt, und die Gegend umher ist voll von allerlei Wild. Der Graf von Ostermann hielt diese Reise für die günstigste Gelegenheit, seinen Plan auszuführen, den er entworfen hatte. Er ging zu den Rathsherren, und zu den vornehmsten Officieren der Leibgarde, um ihre Gesinnungen auszuforschen, und er fand, daß sie alle sehr gut zu den seinigen stimmten. Jeder von ihnen versicherte, daß er bereit sey, alles aufzuopfern, um das Vaterland von einem solchen verhaßten Tyrannen, wie **Menzikof** sey, zu befreien. Darauf theilte er ihnen seinen ganzen Plan mit, und unterrichtete einen jeden, wie er sich bei der Ausführung desselben verhalten sollte. Er hatte auch den Fürsten Dolgoruki im Voraus seine Absichten merken lassen, und hatte ihm, um ihn desto leichter in sein Interesse zu verwickeln, zu verstehen gegeben, daß, wenn er und sein Sohn es dahin bringen könnte, daß die erzwungene Vermählung des Kaisers mit **Menzikofs** Tochter zurückginge, die geringste Belohnung für ihn die seyn würde, daß er seine eigene Tochter selbst auf den rußischen Thron steigen sähe, — und fügte hinzu, daß dies um so viel leichter zu Stande gebracht werden könnte, da es die ganze Nation wünsche.

Die Gründe des Grafen thaten ihre erwünschte Würkung. Der Fürst Dolgoruki, von der Hoffnung, seine Tochter auf dem Throne zu sehen, geschmeichelt, versprach alles zu thun, was man von ihm verlangen würde. Die größte Schwierigkeit bestand nur noch darin, wie man den Czar der Wachsamkeit des Menzikof, der ihn nie aus den Augen ließ, entreißen wollte. Man richtete seine Aufmerksamkeit zunächst auf den jungen Dolgoruki, und hoffte durch ihn diesen Endzweck erreichen zu können. Er war der einzige Mitgenosse der Freuden des Czars, der einzige Vertraute seines Kummers, und schlief auch alle Nächte bei ihm im Zimmer. Dieser vertrauliche Umgang hatte es ihm leicht gemacht, die wahren Gesinnungen des Prinzen gegen Menzikof kennen zu lernen. Jetzt ward der junge Dogoruki von der Rolle, die er spielen sollte, unterrichtet, und er versprach, den Prinzen — in die Hände des Senats zu liefern. Der Graf von Ostermann hatte seine Einrichtungen so gut gemacht, daß die Gesellschaft sich — wie von ungefähr — in einiger Entfernung von Petershof, und zwar zu einer festgesetzten Stunde, versammeln sollte. In der Nacht, die zur Ausführung des Plans bestimmt war, ging der junge Dolgoruki, wie er eine allgemei-

gemeine Stille im Schlosse bemerkte, ans Bette des Kaisers, und that ihm den Vorschlag, sich sogleich durch eine schleunige Flucht von der Sklaverey des Menzikof zu befreien. Peter, der schon vorbereitet war, kleidete sich geschwind an, und stieg mit seinem Freunde aus einem niedrigen Fenster. Sie liefen, von der Finsterniß der Nacht begünstigt, durch die Gärten. Sobald sie durch dieselben entwischt waren, fanden sie eine große Anzahl von angesehenen Männern, die mit einem Wagen auf sie warteten, und an den Ort führten, wo der Senat versammlet war. Man führte den Kaiser, ohne sich lange zu berathschlagen, grade nach St. Petersburg, — und nun war er auf immer den Händen Menzikofs entrissen.

Als man am andern Morgen in die Kammer des Kaisers trat, und sahe, daß er entwischt war, eilte man sogleich, Menzikof Nachricht davon zu geben. Man kann leicht denken, in welchem Gemüthszustand er dabei fallen mußte. Die Zeitung von der Flucht des Kaisers war für ihn ein Donnerschlag, er war wie betäubt, und sahe zu gleicher Zeit alles Gefahrvolle der Begebenheit ein. Als er zu sich selbst gekommen war, stand er auf, kleidete sich an, und reiste sogleich nach

St. Petersburg ab. Noch glaubte er die nemliche Gewalt zu besitzen, die er bisher so unumschränckt besessen hatte, und dachte schon auf die blutigste Rache gegen diejenigen, die ihm den Kaiser entführt hatten; — allein dagegen waren zu gute Anstalten gemacht, und sein Untergang war gewiß. Als er vor den kaiserlichen Pallast kam und hineingehen wollte, wurde er mit Drohungen zurückgewiesen, und von dieser Zeit fangen sich die Leiden des unglücklichen Menzikofs an, worin wir ihn bald in einer ganz andern Gestalt, und mit weit edlern Gesinnungen werden auftreten sehen.

Menzikof eilte, von seiner Höhe auf einmal herabgestürzt, in sein Haus; — aber er traf unterwegs nicht mehr die Schaar gebückter Schmeichler an, die ihn sonst umgaben; das Gewitter hatte sie alle auf einmal weggescheucht. Kaum war er in seinem Hause angelangt, als er sich schon mit Grenadieren umringt sah, deren Anführer ihm im Namen des Kaisers Arrest ankündigte. Er schmeichelte sich mit der Hoffnung, daß er vielleicht noch Gnade erlangen könne, wenn er nur den Kaiser persönlich sprechen könnte; er bat darum; allein statt der Antwort erhielt er einen Befehl,

sich morgen nach Renneburg zu begeben, welches eins seiner besten Landgüter war. Nun verlohr er alle Hoffnung, und rief aus: ich habe große Verbrechen begangen; — aber kommt es dem Kaiser zu, mich dafür zu bestrafen?

Diese Worte vermehrten den Verdacht, den man gegen ihn in Absicht des Todes **Catharinens** gefaßt hatte. Doch bewies man ihm an diesem Tage noch alle Achtung. Der Officier, welcher bei ihm Wache hielt, erklärte ihm die vom Kaiser gegebene Erlaubniß, daß er seine kostbarsten Sachen, und so viel Leute, als ihm beliebte, mit sich nehmen könnte.

Menzikofs Eitelkeit war noch nicht genug gedemüthigt; er beging die Thorheit noch einmal, vor den Augen des Volks einen Pomp zu zeigen, welcher ihm in seinen jetzigen Umständen hätte unerträglich seyn müssen. Er brachte den Rest des Tages recht geflissentlich damit zu, sich auf eine prachtvolle Art zu seiner Reise anzuschicken. Seine Abreise glich daher mehr einem Triumphe, als dem Davonschleichen eines gefallenen Günstlings. Er saß mit seiner Familie in einer seiner prächtigsten Staatskarossen, welcher noch eine beträchtliche Anzahl anderer folgte. Sein Gepäck, sein Hausgesinde

gesinde und seine Pferde machten einen ansehnlichen Zug aus. Unter einem angenommenen Schein von Gleichgültigkeit grüßte er alle diejenigen, welche in den Fenstern lagen, um ihn vorbei fahren zu sehen. Wann er unter der Menge des Volks jemanden wahrnahm, den er kannte; so nannte er ihn bei seinem Namen, und sagte ihm ein Lebewohl!

Menzikofs Feinde nutzten seinen prächtigen Abzug, um ihn den Kaiser als einen übermüthigen Mann abzuschildern, den nichts demüthigen könne, und der sich durch seine unermeßlichen Reichthümer über jedes widrige Geschick weit hinwegsetzte. **Peter II.** haßte ihn zu sehr, als daß er nicht jede Beschuldigung glauben, und jeden Rath, den man ihm wider **Menzikof** gab, hätte befolgen sollen. Er schickte eine Anzahl Grenadiere hinter ihm her, und gab dem commandirenden Officier Befehl, daß er ihm die rußischen Orden, wie auch die, welche er von andern Mächten bekommen hatte, abnehmen sollte. **Menzikof** fühlte den Schmerz ganz, welchen eine solche Demüthigung in ihm erregen muste; aber weit entfernt, den geringsten Vorwurf darüber hören zu lassen, sagte er vielmehr zu dem Officier: "Da „nehmen sie die Zeichen meiner thörichten Eitel-

„keit

„keit hin, ich habe sie alle in eine Schachtel ge„legt, weil ich wohl vermuthete, daß man sie „mir nehmen würde; — sie würden mir auch nur „zu einer größern Demüthigung gereichen, wenn „ich sie behielte!"

Der Auftrag des Officiers war damit noch nicht geendigt. Er sagte zu Menzikof: daß er mit seiner Gemahlin und seinen Kindern aus dem Staatswagen steigen, und sich auf die Wagen begeben müsse, die er deshalb mitgebracht hätte. **Menzikof** hörte diesen Befehl mit einer erstaunlichen Unterwerfung an. Er war nun nicht mehr der eitle und ehrgeitzige Mann, welcher von der Welt angebetet zu seyn für sein ganzes Glück hielt, nicht mehr der übermüthige Stolze, welcher es an Pracht den Königen gleich that, und keines andern Menschen Willen über den seinigen erkannte; — sondern ein ruhiger Weltweiser aus der Schule des Seneca, dessen Standhaftigkeit allen Schlägen des Schicksals gleichsam Hohn sprach. Er antwortete dem Officier: "ich bin auf alles gefaßt, — üben sie ihre Befehle aus. Je mehr sie mir nehmen, je weniger Unruhe bleibt mir übrig. Ich beklage keinen, als nur diejenigen, die sich von meiner Beute zu bereichern ge-

den-

denken." Er stieg darauf aus seiner Karosse, und begab sich mit einer Gleichgültigkeit, welche alle Anwesende zum Erstaunen und Mitleid bewegte, in einen kleinen bedeckten Wagen. Seine Gemahlin und Kinder bestiegen ähnliche Wagen.

Seine Karossen, Meubeln und Hausbedienten wurden nach St. Petersburg zurück gebracht, und Menzikof setzte seine Reise, ohne den süßen Trost, sich mit seiner Gemahlin und seinen Kindern, von denen er getrennt war, unterhalten zu können, fort. Wenn einmal ihm der Zufall, sie zu sehen, Gelegenheit gab; so bat er sie, sich mit Standhaftigkeit zu bewaffnen, und sich von dem Unglücke, daß sie jetzt träfe, nicht ganz niederschlagen zu lassen.

So langte der unglückliche Minister zu Renneburg an. Renneburg ist eine Stadt mit einem prächtigen Schlosse, welches er mit regelmäßigen Festungswerken hatte anlegen lassen. — Hier hoffte Menzikof nun seine Tage, fern von dem gefährlichen Geräusche des Hofes und der großen Welt, in einer philosophischen Ruhe zubringen zu können; aber das Schicksal war noch nicht müde ihn zu verfolgen. Er sollte seine ganze Härte empfinden, und endlich unter seiner Zentnerlast erliegen.

Ob er gleich dort 250 Meilen vom Hofe entfernt war; so schien er seinen Feinden doch noch viel zu nahe zu seyn. Sie fürchten von seiner List und seinen Anhängern alles, und dieses Mißtrauen rieth ihnen, ihn nach Yakuska, einer Stadt im untersten Siberien, verweisen zu lassen, welche 1500 Meilen von St. Petersburg liegt. Man fertigte sogleich einen Officier an der Spitze eines Detaschements von Soldaten an ihn ab, der ihm im Namen des Kaisers den Befehl ertheilen mußte, sich unverzüglich an den Ort seiner Verweisung zu begeben.

Vor seiner Abreise dahin beraubte man ihn seiner Kleider, und gab ihm dafür einen rußischen Bauerrock. Seine Gemahlin und Kinder hatten das nemliche Schicksal. Ihre Kleider waren von grobem Tuch mit Schaaffellen gefüttert, so wie auch ihre Mützen aus bloßem Schaffell bestanden. Die Fürstin Menzikof, eine Dame von sehr feiner Empfindung, und nur an Ueberfluß und Gemächlichkeit gewöhnt, erlag unter ihren Leiden und der Ermüdung auf einer so beschwerlichen Reise bald. Sie starb in der Gegend von Casan. Ihr Gemahl besaß mitten in seinem Schmerze doch Muth und Kräfte genug, sie selbst zum Tode zuzubereiten, und sie verschied in seinen Armen. Die

Tren=

Trennung von ihr versetzte den unglücklichen Gatten in die tiefste Traurigkeit, denn er verlohr mit ihr die süsseste Quelle seines Trostes. Er hatte sie allezeit geliebt und hochgeschätzt. Sie selbst war aus einer der vornehmsten Familien des rußischen Reichs. Ihre Schönheit erwarb ihr die Bewunderung aller, die sie sahen, und ihre Tugend, die sie weder in ihrer Jugend, noch in dem glänzenden Zeitraume ihres Glücks befleckt hatte, zog ihr die Hochachtung eines jeden zu, der sie kannte. **Menzikof** war genöthigt, dieser theuren Gattin selbst die letzte Pflicht zu erweisen, und er begrub sie an dem Orte, wo sie gestorben war. Kaum ließ man ihm Zeit, auf ihr Grab einige Thränen zu weinen; sondern zwang ihn, seine Reise eiligst bis nach Tobolsk, der Hauptstadt von Siberien, fortzusetzen.

Die Nachricht von seinem Falle war dort, ehe er noch ankam, bekannt geworden, und man freuete sich schon im Voraus auf den Anblick, einen Mann in Ketten und Banden zu sehn, vor dessen Winke noch kurz vorher ganz Rußland gezittert hatte. Die ersten Gegenstände, welche ihm bei seiner Ankunft in dieser Stadt in die Augen fielen, waren zwei rußische Große, die unter seinem

Ministerium verwiesen worden waren. Sie gingen ihm wüthend entgegen, und überhäuften ihn mit Schmähungen, während er durch die Strassen der Stadt nach dem Gefängnisse geführt wurde. Weit entfernt, die geringste Ungeduld über ein solches Betragen zu bezeigen, sagte er vielmehr zu dem einen von ihnen: "Deine Vorwürfe „sind gerecht, — und ich habe sie verdient. Nimm „jetzt Genugthuung an mir, weil du in dem Zu„stande, worin ich mich befinde, keine andere Ra„che an mir nehmen kannst. Ich opferte dich einst „meiner Politik auf, weil die Unbiegsamkeit dei„nes Charakters mir verdächtig wurde." Darauf wandte er sich zu dem andern und sagte: "Ich „habe es wahrlich nicht gewußt, daß du dich hier „befändest; schreib mir daher dein Unglück nicht „zu! du hattest ohne Zweifel einige Feinde neben „mir, die mich überlistet, und den Befehl deiner „Verweisung erschlichen haben. Ich habe oft ge„fragt: warum du dich nicht sehen ließest? und „man ist meinen Fragen immer durch betrügeri„sche Antworten ausgewichen. Unmöglich konnte „ich mich bei meinen überhäuften Arbeiten um die „Angelegenheiten einzelner Unterthanen genau be„kümmern; — doch, wann du glaubst, daß du „durch Beschimpfungen meiner Person deinen

küm=

„Kummer einigermaaßen versüssen kanst; so steht „dir frei zu thun, was du willst!“ —

Ein dritter Verwiesener drang sich halb rasend durch die Menge des Volks, und warf voll glühender Rachbegierde den **Kindern Menzikofs** Koth ins Gesicht. „Ha! schrie der gebeugte Vater, vom tiefsten Schmerz durchdrungen, „ich, „ich bin der, den man mit Koth werfen muß, „diese Unschuldigen haben dir nichts zu leide ge„than!“

Der Viece-König von Siberien schickte ihm auf Befehl des Kaisers 500 Rubel zu, um dafür das Nothwendigste für sich und seine Familie zur Reise anzuschaffen, welches er auch that. Er kaufte Spaten, Harken und andere Werkzeuge zum Ackerbau. Er versah sich mit verschiedenen Gattungen von Korn und gesalzenem Fleische, mit Netzen zum Fischen u. d. gl. und bat, daß man das übrige Geld unter die Armen vertheilen mögte.

Die Zeit, welche man ihm zu seinem Aufenthalte in Tobolsk vergönnt hatte, war bereits verflossen, und er bekam nun Befehl zur Abreise. Man setzte ihn auf einen bedeckten Wagen, der nur durch ein einziges Pferd, oft auch nur durch

große Hunde gezogen wurde. Er brachte fünf volle Monate auf der Reise von Tobolsk nach Yakuska zu, und war während dieses langweiligen und traurigen Zuges, allen Unannehmlichkeiten einer rauhen Luft, und eines äusserst kalten Himmelsstrichs ausgesetzt.

Eines Tages, als ihn die Wache hatte absteigen, und in eine Bauerhütte, (um auszuruhen und einige Speise zu sich zu nehmen) gehen lassen, trat ein Officier in der nehmlichen Absicht herein. Er kam von Kamschatka, wohin er unter Peters des Großen Regierung, um den Capitain Bering auf seiner Entdeckungsreise zu begleiten, geschickt worden war. Dieser Officier hatte unter **Menzikof** als Flügeladjutand gedient; aber dieser letzte war in seinem Bauerkleide und seiner Mütze von Schaffell so entstellt, daß ihn jener nicht erkannte. **Menzikof** kannte ihn aber gleich, und nannte ihn bei seinem Namen. Der Officier erstaunte, in einem von der Hauptstadt so fernen Ort seinen Namen nennen zu hören, und fragte den, den er für einen armen Bauer hielt, woher er ihn kenne? und wer er sey? "Ich war, "erwiederte der unglückliche Mann, "vor nicht gar „langer Zeit der **Fürst Menzikof**: jetzt aber

heiße

„heiße ich Alexander.“ Der Officier, welcher den Fürsten in dem glänzendsten Zustande verlassen hatte, wollte seinen Worten nicht glauben, und bildete sich ein, daß dieser Alexander ein Bauer sey, welcher seinen Verstand verlohren habe; aber **Menzikof** ergrif ihn bei der Hand, führte ihn an das Fenster, und zeigte ihm sein Gesicht näher. Der Officier war wie vom Donner gerührt, er erkannte nun den Fürsten würklich an seinen Gesichtszügen, und rief mit lauter Stimme aus: Ach mein Fürst, durch welche Unglücksfälle sind Ew. Hoheit in diesen bejammernswürdigen Zustand herabgesunken? “Nennen Sie mich nicht „mehr mit diesem stolzen Titel,“ erwiederte Menzikof, “ich habe Ihnen schon gesagt, daß ich Ale„xander heiße. Der Himmel hat mich in meinen „vorigen Stand zurückgesetzt.“ Der Officier, welcher von **Menzikofs** Gegenwart überzeugt und auch nicht überzeugt war, konnte noch nicht glauben, daß das, was er sähe und hörte, vollkommen wahr sey; er näherte sich daher einem jungen Bauer, welcher in einem Winkel der Hütte seine Stiefeln flickte, und fragte ihn mit leiser Stimme: wer eigentlich der Mann dort am Fenster sey? “Das ist mein Vater,“ schrie der junge Mensch laut auf; — “aber erlaubt euch unser Unglück,

„glück, uns zu verkennen, uns, denen ihr so viel „zu verdanken habt?" Der Vater verwies seinem Sohne diese Antwort, und rief dem Officier zu: "Verzeihen sie diesem Unglücklichen, das Leiden hat seinen Charakter gehärtet, es ist übrigens der nemliche, mit dem Sie so oft, als er „noch Kind war, spielten. Sehen Sie auch hier „meine Tochter! (sie waren beide wie Bauermädchen gekleidet, saßen auf der Erde, und hatten „einen Napf voll Milch vor sich, worin sie grobes Brod tunkten.) "Diese, fuhr Menzikof „fort, hatte die Ehre, mit dem Kaiser **Peter** II. „verlobt zu seyn, und war dem Augenblicke nahe, „in welchem sie durch unauflösliche Bande mit „ihm vereinigt werden sollte." Als der Officier den Kaiser **Peter** II. nennen hörte, blieb er wie verstummt stehen. Er war seit vier Jahren sehr weit vom russischen Hofe entfernt gewesen, und wußte von allem, was seit der Zeit vorgefallen war, kein Wort. **Menzikof** machte ihm eine genaue Beschreibung von den Veränderungen, welche sich bisher in Petersburg zugetragen hatten, und das Erstaunen des Officiers wuchs bei jedem Worte des unglücklichen Ministers. Jetzt hörte er einige Augenblicke, als ob er den Officier reden lassen wollte, auf; plötzlich aber fuhr er

wieder fort: "Was soll ich Ihnen weiter sagen?
„— ich war unumschränkter und gefürchteter, als
„Peter I. selbst, glaubte über alle Gefahren er-
„haben zu seyn, und schmeichelte mir ruhig, die
„Früchte meiner Arbeiten am Abend meines Le-
„bens genießen zu können, als die Dolgorukis
„und der Ausländer Ostermann mich in den Zu-
„stand herabstürzten, worin Sie mich sehen. Der
„Verlust meiner Ehrenstellen, meiner Güter, ja
„selbst meiner Freiheit, sollte mich keinen Seufzer
„kosten; — aber," fügte er hinzu, indem er un-
ter einem Strome von Thränen auf seine Kinder
zeigte, "sehen Sie da meine Strafe, — die Quel-
„le meiner jetzigen Leiden, die mich bis ans Grab
„unaufhörlich drücken werden. Diese unschuldi-
„gen Schlachtopfer sind in dem Schoße der Ho-
„heit und des Ueberflusses gebohren. Jetzt fehlt
„ihnen alles, und, ohne Mitschuldige des Verbre-
„chens zu seyn, welches man mir Schuld gibt,
„müssen sie mein hartes Unglück mit mir theilen.
„Sie gehen jetzt an den Hof, um von der Aus-
„führung Ihres Auftrags Rechenschaft abzulegen,
„und werden die Dolgorukis und Ostermann auf
„dem Gipfel des Glücks und der Hoheit antref-
„fen. Sagen Sie ihnen, daß ich ihnen alle er-
„forderlichen Talente, um das russische Reich
glück-

„glücklich zu machen, wünschte. Schmeicheln Sie „ihrer Nachbegierde, und sagen Sie ihnen, daß „Sie mich unterwegs angetroffen hätten, daß die „Mühseligkeiten einer langen ermüdenden Reise, „einer rauhen und kalten Luft unserer Gesundheit „unschädlich gewesen wären, und daß ich in mei„ner Gefangenschaft eine Heiterkeit der Seele, „eine Ruhe des Gemüths empfände, die ich in „den Tagen meines Glücks nie gefühlt hätte." Der Officier vergoß, gerührt von den traurigen Schicksalen eines so großen Mannes, einen Strom von Thränen, und nahm von ihm den zärtlichsten Abschied.

Sobald **Menzikof** an dem Orte seiner Verbannung angekommen war, machte er alle nur mögliche Anstalten, das Schreckliche seines Aufenthalts zu mildern, und seinen armen Kindern, die allem Anscheine nach hier lebenslang bleiben würden, einen bleibenden Unterhalt zu verschaffen. Er fing mit Hülfe von acht Leuten, die ihm gefolgt waren, ein großes Feld zu bearbeiten an, und säete Korn, welches künftig zum Unterhalte seiner Familie dienen sollte. Bald darauf suchte er auch die elende Hütte, die man ihm angewiesen hatte, zu vergrößern, und fällte mit eigenen Händen

Bauholz dazu. Sein Beispiel munterte seine Leute auf, und in kurzer Zeit hatte er ein Haus aufgerichtet, welches groß und bequem genug für ihn, seine Kinder und Leute war. Es enthielt ein Gebetzimmer und vier Stuben. Die erste nahm er mit seinem Sohne ein, die andere bewohnten seine beiden Töchter, die dritte seine Leute, und die vierte war zu einer Vorrathskammer bestimmt.

Seine älteste Tochter, die mit dem Kaiser verlobt gewesen war, übernahm die Sorge für die Kühe, die andere für das Hausgeräth und die Garn- und Leinwandbleiche; die schweren Hausarbeiten wurden aber unter die mitgebrachten Leute vertheilt.

Kurz nach seiner Ankunft in diesen wüsten Gegenden bekam er von einem unbekannten Wohlthäter, den man nie erfahren hat, und welcher wahrscheinlich der vorhergedachte Officier aus Kamschatka war, einen Ochsen, eine trächtige Kuh, einen Hammel und viele Schaafe, nebst einer Menge Federvieh, wodurch sein Hauswesen in eine Art von blühendem Zustand gesetzt wurde.

Das Haus **Menzikofs** glich einem Kloster. Alle Morgen ging man in das gottesdienstliche

Zimmer, worin er selbst Betstunde hielt, welche des Abends und Mitternachts wiederholt wurde. Das Unglück hatte den gefallenen Mann religiös gemacht, und er überließ sich unvermerkt einer Seelenruhe, welche seinen Zustand hätte glücklich machen können, wenn er nicht oft durch den Anblick seiner Kinder, an derem Elende er schuld war, wäre verbittert worden, und welcher durch folgenden Umstand sehr erschweret wurde. Seine älteste Tochter, das Kind seines Herzens, bekam nach einem sechs Monat langen Aufenthalte in diesen Wüsteneien die Blattern. Der unglückliche Vater verschaffte ihr alle mögliche Erleichterung, er wachte bei ihrem Lager, betete mit ihr, und war ihr Arzt. Aber alle seine Bemühungen waren vergebens. Sie näherte sich mit jedem Augenblicke ihrem Tode, und starb in den väterlichen Armen. **Menzikof** legte, da sie verblichen war, sein Gesicht auf das ihrige, und benetzte es mit einem Strome heißer Thränen. Seine männliche Seele faßte sich aber mitten in seinem Schmerze, — "Lernt von eurer Schwester die Kunst zu sterben," rief er seinen Kindern zu, und sang darauf mit ihnen und seinen Hausgenossen die Gebete, welche die griechische Kirche für die Abgeschiedenen verordnet hat. Er begrub nachher seine geliebte

Toch-

Tochter selbst in dem Gebetzimmer, das er erbauet hatte, und bezeichnete den Ort, wo er nach seinem Tode neben ihrer Asche begraben werden wollte. Seine andern beiden Kinder bekamen gleichfalls die Blattern, der zärtliche Vater verdoppelte seine Bemühungen, sie zu erhalten, er wartete ihrer, so wie ihrer verstorbenen Schwester, auf, und sie erhielten in kurzer Zeit ihre Gesundheit wieder.

Indessen gerieth die Gesundheit **Menzikofs** selbst im Verfall. Die ermüdenden Arbeiten, welche er unternehmen mußte, die Reue wegen seines vorigen Lebens, die marternden Gedanken an das jetzige und künftige Elend seiner Kinder, nagten an seinem Herzen und untergruben seine Gesundheit. Endlich wurde er von einem schleichenden Fieber angefallen, welches von Tage zu Tage desto gefährlicher wurde, je mehr er es, um seinen Kindern keine Unruhe zu verursachen, vernachlässigt hatte. Seine Kräfte nahmen sichtbar ab, und er war gezwungen, nicht mehr das Bette zu verlassen.

Als er merkte, daß der Augenblick herannahete, in welchem er sich auf immer von seinen geliebten Kindern trennen sollte, ließ er sie vor sein Bette kommen, und redete sie also an: "Meine

„ne Kinder! die letzte Stunde meines Lebens „rückt heran. Ich habe mich seit der Zeit, daß „ich hier bin, mit dem Gedanken an den Tod so „vertraut gemacht, daß er nichts Schreckliches „mehr für mich haben würde, wenn ich dem höch„sten Richter weiter keine Rechenschaft von mei„nem Leben, als seit der Zeit meines hiesigen „Aufenthalts zu geben hätte. Die Religion und „die Vernunft, die mich während meines Glücks „nicht leiteten, haben mich gelehrt, daß die Barm„herzigkeit Gottes, so wie seine Gerechtigkeit, un„endlich ist. Ich würde die Welt verzweiflungs„voll verlassen, wenn ich euch hier nicht Beispiele „der Tugend und Frömmigkeit gegeben hätte. Bis „jetzt, meine Kinder! sind eure Herzen noch un„verdorben, und ihr werdet eure Unschuld in die„sen Einöden leichter, als am Hofe erhalten. „Wenn ihr ja dahin zurückkehren solltet; so erin„nert euch nur immer an das Beispiel, das ich „euch hier gegeben habe!" —

Er sprach diese Worte mit einem so festen und gesetzten Tone, als ob sein Ende noch weit entfernt wäre; allein er hatte zu diesem Abschiede noch einmal alle seine Kräfte zusammen genommen.

men. Er streckte darauf seine Hand aus, als ob er seinen Kindern den väterlichen Segen ertheilen wollte, — aber in dem Augenblicke endigte eine leichte Verzuckung sein mühseliges Leben.

IV.

Thomas Masaniel,

oder

die Empörung der Neapolitaner im Jahre 1647.

Wir erstaunen nicht mehr, wenn wir in den alten fabelhaften Zeiten eine einzige, oft auch nur gemeine That, ihren Vollbringer zum Könige, Helden, ja selbst zu einem Gotte erheben sehen; aber höchste Verwunderung muß es erregen, wenn wir in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, zu einer Zeit, wo die Kraft der Gesetze, eingeschränkte Rechte, festgesetzte Pflichten, das Ansehen der Oberherrschaft, den Muth eines Unruhigen in den gehörigen Schranken hielten, und die Bahn zu großen Unternehmungen einzelner Menschen auf-

seror-

ſerordentlich verſperrten, einen jungen Mann von vier und zwanzig Jahren, der noch dazu ein gemeiner Fiſcher war, gleich einem großen Staatsmanne, einen glücklichen Umſtand ſehr klug benutzen, ein Volk von ſiebenmalhunderttauſend Seelen eine Zeitlang faſt ganz allein unumſchränckt lenken, und ſich innerhalb zwei Tagen zum König aufſchwingen ſehen. Die Geſchichte hat den Namen, **Thomas Anello**, den die Neapolitaner **Maſſanello** und wir **Maſaniel** nennen wollen, erhalten.

Dieſer merkwürdige Mann beſaß zwar keine eigentlich hervorſtehenden Talente — wie hätte er ſich die auch erwerben ſollen? — aber er war einer von jenen kühnen Menſchen, in welchen nichts das Gefühl ihrer Kräfte erſticken kann, welche ein gewiſſer Trieb beſtändig über andre erhebt; die niemals ruhen, die das Schwere reizt, denen kein Unternehmen zu groß iſt und die im Glücke oder Unglücke ihre Schritte immer mit Ruhm bezeichnen.

Andere Kinder — um auf die früheren Jahre unſers Helden zurückzukommen — werden ſonſt ihren Eltern zur Freude gebohren, **Maſaniel** erweckte bei ſeinem Eintritte in die Welt ſeinen Eltern Kummer, denn ſie waren ſo arm, daß ſie der Natur

we-

wegen des ihnen geschenkten Erben ihres Unglücks Vorwürfe machten. Allein die Natur, die den jungen Thomas im Elende gebohren werden ließ, hatte an ihm nichts gespart, was ihn fähig machen konnte, es entweder zu überwinden, oder doch wenigstens standhaft zu ertragen: sie gab ihm einen festen Charakter und vereinigte mit den Reizen einer angenehmen Gestalt einen freien, und fähigen Geist, der aber nicht — ausgebildet wurde.

Seine Eltern wußten nicht einmal, was Erziehung ist, aber das Genie ihres Sohnes konnte sie entbehren.

An unserm Thomas war sein Charakter sein glänzendster Vorzug; den er auch frühzeitig zeigte. Seine Kindheit hätte Erwachsenen sehr lehrreich werden können, aber er hatte niemand um sich, der ihn beobachtete; und selten beobachtet man Kinder. Thomas war als Kind nicht sonderlich aufgeweckt, noch weniger flüchtig, redete gewöhnlich nicht viel, war sehr verschmizt, bedachtsam, entschlossen, und bisweilen zeigte er in seinen Spielen und Reden etwas Tiefes. Er übertraf alle andern an Stärcke und Geschicklichkeit; er wurde von ihnen gefürchtet, welches er sich selbst nicht zu erklären wußte, weil er es niemals ge-

sucht hatte: gleichwohl herrschte er gern über andere, und es stand ihm nirgend an, als wo er befehlen konnte. Wenn die Gewalt, die er sich über andere anmaßte, ihnen beschwerlich wurde und wenn seine kleine Gesellschaft einigen Unwillen darüber merken ließ: so lachte Thomas, verließ sie frostig und suchte sich andere Freunde aus. Allein er wurde bald vermißt; man suchte ihn wieder auf, das er niemals that.

Wenn es angebohrne Begriffe gäbe, so würde ich behaupten, daß ihm der Haß, den er gegen den Adel und die Reichen auf eine so schreckliche Weise ausbrechen ließ, angebohren gewesen sey. In seiner Kindheit führte er einen beständigen Krieg mit ihren Kindern und wollte niemals mit ihnen einen Frieden schließen. Er pflegte sie aus Milch und Honig zusammen geknetete und vom Winde aufgeblasene Kuchen zu nennen. Wenn seine Mutter, bekümmert über die unaufhörlichen Klagen, die bei ihr wider ihn einliefen, zu ihm sagte: Unglücklicher Thomas, sollen dich alle Leute als einen Popanz fürchten? so gab er ihr zur Antwort: "Warum ist man so feig und fürchtet mich? „ich fürchte niemand.„ Sein Vater konnte mit aller Strenge die Hitze seines unbändigen Charakters

ters niemals dämpfen. Thomas sammelte sich unter den Kindern von seiner Herkunft ein Völkchen treuer Unterthanen, darunter der Verzagteste das Leben frech gewagt hätte. Unaufhörlich führte er diese kleine Armee wider die Kinder der Reichen von Amalfi, seiner Vaterstadt, an. Auf diese Art übte er sich, die Herzen andrer nach Willkühr zu lenken, und gewöhnte sich an Gefahren, an die Sucht zu herrschen und Wagestücke auszuführen.

In seinem zehnten Jahr versprach ihm sein Vater einen Säbel, wenn er gern zur Schule gehen wollte! aber da er hier die kleinen Sklaven vor der Stimme ihres Lehrers zittern sahe, so spottete er darüber; er hörte bloß zu, was andre lasen, dabei er oft die Frage wiederholte, warum man ihn Dinge, die in Büchern stehen, lehrete? Seiner Meinung nach lohnte es nicht die Mühe, Lesen zu lernen und er verlangte, sein Lehrmeister sollte ihm bloß gute Grundsätze beibringen. Als dieser ihm einsmals mit einer niedrigen und unverschuldeten Züchtigung drohte; so schoß er einen verwegnen Blick auf ihn und sagte ganz trocken: "Wenn ich nicht will lesen lernen, wer will mich zwingen?" Dem Schulmeister fielen seine Waffen aus den Händen und er suchte sich unverzüglich von einem solchen Schüler zu befreien.

Thomas lernte also nicht lesen, aber er wußte sich anderer Einsichten zu Nutze zu machen. Als er aus der Schule gejagt worden, so suchte er den väterlichen Verweisen zuvorzukommen und redete seinen Vater also an: "Ich werde dir nicht „mehr gehorchen, weil ich dich nicht mehr lieben „würde; du darfst mir nicht länger Brodt schaffen, weil ich es entbehren kann. Du hast für „meine Mütter und dich so nicht zu viel. Gib „mir den versprochnen Säbel und laß mich fort, „mir selbst den Unterhalt zu verschaffen.„ Man gab ihm ein wenig Geld, nebst einen Stecken; er steckte ein Stück Brodt in die Tasche, und so machte er sich davon. Bei seinem Abzuge von Amalfi erschien der größte Theil seines Heers vor ihm; diesem befahl er an, niemals mit dem Feinde weder einen Waffenstillstand noch einen Frieden zu schließen, er ernannte selbst einen Anführer; damit entfernte er sich, und seine Kameraden bedauerten den Verlust eines so guten Generals. Thomas langte an dem Ufer bei Sorrento an; und hier war es, wo ihn ein Fischer in seine Hütte aufnahm. Dieser Fischer erkannte an ihm einen jungen raschen und starken Burschen; behielt ihn bei sich, lehrte ihn Netze stricken, sie werfen und einen Fischerkahn zu regieren.

Er

Er sprach beständig von der Nothwendigkeit, sich Unterhalt zu verschaffen, von der Schwürigkeit, sein Brodt zu gewinnen, von Auflagen, und von den elenden Zeiten. Seine Tochter, Namens **Marie**, war mit **Thomas** von gleichem Alter und ein eben so artiges Mädchen, als er ein hübscher Junge. Thomas, der nicht wußte, ob er schön sey, ließ sich nicht einfallen, daß Mariechen liebenswürdig sey. Die Natur, die seinem Kopfe so viel zu schaffen gab, ließ sein Herz noch in Ruhe, verblendete seine Augen und machte seine Ohren gegen die Einfälle eines Kindes taub.

Obgleich Mariechen erst das zwölfte Jahr zurückgelegt hatte; so war doch ihr Herz seit **Thomas** Ankunft in voller Bewegung; ihre vorigen Beschäftigungen, ihre Spiele, und ihre Bekannten gefielen ihr nicht mehr so, wie zuvor: sie fing an, weniger zu reden und ihre Augen blickten nicht mehr so frei umher; bei Tage empfand sie in ihrer Hütte Langeweile, dies begegnete ihr in der Nacht während dem Wachen und so ging es ihr immer, ohne die Ursache zu wissen; gleichwohl merkte sie, daß die Schuld etwa daran liegen könnte, weil sich **Thomas** nicht immer um sie befand. Noch niemals hatte sie ihren Vater so

gelieb-

geliebkoset; niemals war sie gegen ihn so zuvorkommend und dienstfertig gewesen. War er mit dem Thomas am Ufer, so ersann sie tausend Ausflüchte, um zu ihnen zu kommen; sie brachte ihnen Brodt, frisches Wasser und Früchte; ein andermal fragte sie, ob sie nichts brauchten, oder ob das Fischen gut von Statten gehe, oder um welche Zeit sie nach Haus kommen würden? Ihre meiste Beschäftigung bestand darin, daß sie sich in Gedanken vertiefte; die angenehmste aber, dem Jungen seine zerrissenen Kleider auszubessern. Unvermerkt wurde es Mariechen zur Gewohnheit, sich heraus zu putzen. Thomas sah nichts; und wenn er von ungefähr allein bei ihr war, wenn sie alsdann die Bänder an ihren kleinen Schuhen fest band, eine Rose in ihrem Schnürriemen besser einsteckte, so verstand sich Thomas gar nicht darauf, mit den Augen diesen allerliebsten kleinen Händen zu folgen, so langsam sie auch waren, ein Band zuzuknüpfen, einen Strauß anzustecken.

Ueber dem Verlangen der Unschuldigen, dem Nachdenken, was sie verlange, über dem Bestreben, ihr Verlangen zu erkennen zu geben, größer, muthiger, feiner und dreister zu werden, vergingen zwei traurige und tödtende Jahre. Der un-

undankbare Junge sah sie während seiner Arbeit und dem genossenen Unterrichte verfließen. Er konnte seinen alten Fischer niemals verlassen, dem er beständig um Gefälligkeiten, Erklärungen und mit seinen Fragen anlag, und den er niemals den Mund schließen ließ. Dieser Mann stammte von bürgerlichen Voreltern ab, und stand von jeher bei dem Volke in Neapel in einem guten Ansehn. Entwürfe, die diesem unglücklichen Volke allzuvortheilhaft waren, und zu freimüthig ausgebreitet wurden, hatten seine Familie ins Unglück gebracht. Er kam zur Welt, während sein Vater sich im Elende, wohin er verwiesen worden, befand: er wurde nach alten republikanischen Grundsätzen erzogen, die schon so lange Zeit in dem Königreiche in Vergessenheit gerathen sind: diese flößte er auch dem Thomas ein. Er hatte seinen Schüler geprüft und sich von seinem festen Charakter überzeugt; dabei gab er sich Mühe, ihn noch fester und furchtbarer zu machen. Der Freiheitssinn schien in dieses weiße Haupt geflogen zu seyn und das Heldenblut kochte noch in den durch sechzigjährige harte Arbeit und Elend erschlafften Adern. So war der Mann beschaffen, der sich des Herzens eines Jünglings bemeisterte, der sich ihm mit Entzücken übergab: er härtete es durch kühne,

und blutdürstende Grundsätze ab. Er strengte sein Gedächtniß an, um dem Thomas die Geschichte seines Vaterlandes und die unzähligen Kriege, Siege, Niederlagen und Revolutionen zu erzählen: diese Erzählungen, welche für sich schon Erstaunen erwecken konnten, wurden noch mit Zügen und Betrachtungen begleitet, welche vollends das Herz des aufmerksamen Schülers einnehmen mußten. Nach Verlauf einer geraumen Zeit, in der er ihm von den Rechten des Volks und der Freiheit des Despotismus vorgeprediget hatte; nach einer Menge trauriger Gemälde von dem schmähligen Drucke unter Auflagen und Elend, kam eines Tages, da er den jungen Menschen eben mit einer solchen Beschreibung von den Auflagen, die das Königreich Neapel drückten, erschüttert hatte, die Tochter zu der nehmlichen Stunde, wo sie sonst das Brodt zu bringen pflegte, mit Thränen zu der Barke und sagte ihrem Vater etwas ins Ohr.

So bald es der Alte vernommen hatte, faßte er den Thomas lebhaft bey der Hand und sagte, indem er ihn mit einem verzweiflungsvollen Blicke ansah: "Freund gehe mit mir!" Er schickte seine Tochter zurück in die Hütte und ging mit dem

Jun-

Jungen längs der Küste fort. Da sie auf hundert Schritte weit gekommen waren, blieb er mit ihm stehen und fragte: Bist du hungrig? — Ja! antwortete Thomas. Er ging weiter, bis er die nehmliche Strecke zurückgelegt hatte; hier hielt er wieder und fragte aufs neue: Bist du hungrig? Thomas erwiederte: Ich hab es schon gesagt. Er that darauf noch einige Schritte, und blieb vor einem Felsen am Ufer des Meers stehen: sie räumten einen Haufen Steine, die vor dem Eingange einer Höhle lagen, auf die Seite, und nun erblickte Thomas bei der Eröffnung ein Skelet an einem Galgen hängen, an dem geschrieben stand: **Thomas Anello, Rächer des Neapolitanischen Volks.** Thomas erstaunte darüber; wurde ernsthaft und seine Augen funkelten. Der Alte wurde es gewahr und fragte ihn nochmals: Hungert dich? Thomas gab gar keine Antwort. Darauf fuhr der Fischer fort: Vor hundert Jahren waren diese Gebeine ein braver Mann, den auch gehungert hatte. Er sahe, daß es seiner Frau, seinen Kindern, seinen Verwandten, Freunden, dem ganzen neapolitanischen Volke am Brodt fehle. Er versorgte sie alle damit, und nun siehe, wie ihm dieses vergolten worden. O! mein junger Freund, dieser Mann war mein Großvater. Mein

ter verbarg hier diese elenden Ueberreste und ehrte sie bis an sein Ende. Ich habe sie mit gleicher Ehrerbietung bewahrt; aber mein Vorsatz, ihm entweder nachzuahmen, oder ihn zu rächen, blieb unerfüllt. Jetzt bin ich alt; ich habe die Kräfte nicht mehr und doch werden jetzt die Auflagen auf das Mehl verdoppelt. Ich kann dir kein Brodt mehr geben, ich habe kaum noch für meine Tochter genug.

Dem **Thomas** pochte das Herz bei diesen Reden. Er sann lange nach; während er das schreckliche Bild betrachtete: endlich sah er den Fischer an und sagte zu ihm: "**Ich will den Na-**
„**men deines Großvaters annehmen**, will,
„wie er sterben und dir und deiner Tochter Brodt
„schaffen. Ich weiß wohl, die Auflage läßt sich nicht abbringen; aber **ich will König von Nea-**
„**pel werden**, und dann wollen wir sehen, ob
„die Dinge nach meinem Sinne gehen werden."
Was er hier sprach, war nicht mehr die lächerliche Idee eines Kindes; es war ein muthiger Gedanke, der seinem Herzen keine Ruhe ließ. Er ging mit dem Alten in die Hütte zurück. Sie trafen **Mariechen** weinend an, deren Thränen bei dem Anblicke ihres Vaters und Geliebten sich ver-

doppelten. Thomas, den ein solcher Gegenstand noch mehr bewegte, seufzte zum erstenmal und wurde empfindlich, nicht aus einem Antriebe der Liebe, sondern der Großmuth.

Er gerieth auf einen Einfall, den er zurückhielt. Er verließ sich auf seine funfzehn Jahre und seinen Körper; tröstete den Vater und die Tochter und ging mit dem Bedeuten, daß er vor Nacht nicht zurückkommen werde, fort. Der kleine Vorrath von Oel war schon über dem Erwarten verbrannt; Thomas kam erst gegen Anbruch des Tages zurück und bei seinem Eintritte warf er Brodt und Geld auf den Tisch. Man betrachtete ihn mit einem unruhigen Blicke, aber er gab dem Gedanken sogleich durch diese Worte, die seiner ganzen Denkungsart gemäß waren, eine andre Wendung: "Ich habe dich," sagte er zu Mariechen, "weinen gesehen; dies thut mir weh, denn „ich kann es nicht ertragen, wenn man weint. „Ich ging in den Hafen von Sorrento: wandte „mich an einen spanischen Korporal, und sprach „ihn um Geld an. Er gab mir zur Antwort, ich „sei viel zu jung. Ich erwiederte: er sei ein Unverschämter, ich sei schon achtzehn Jahre alt und „ich brauchte einen Säbel und Geld. Er mogte ein

„ein braver Kerl sein; er gab mir zu essen und
„zu trinken, dann reichte er mir zwei Zechinen.
„Beym letzten Schluck warf ich ihm das Glas
„ins Gesicht; ging auf und davon und bin wie-
„der da."

Den folgenden Tag sprach er mit eben der Zu-
versicht mit dem Fischer, wie mit dem Korporal:
"Mein Freund, du mußt deine Barke verkaufen
„und mit mir nach Neapel gehn; denn hier wer-
„de ich niemals König werden: und wenn es dir
„und deiner Tochter recht ist, so nehm ich sie zur
„Frau, und werde sie, sobald es in meinem Ver-
„mögen ist, zur Königinn machen." Der Fischer,
der bisher seinen feurigen Muth angeflammt hat-
te, hielt sich für verbunden, ihn nach Neapel zu
begleiten und ihn mit seiner Klugheit zu leiten.
Er änderte den Ton: er unterrichtete den jungen
Menschen von dem Zustande der Sachen, von der
Staatsverfassung, von allen Arten ihrer Verwal-
tung, von der Polizey und von der Denkungsart
in allen Ständen. In Ansehung der Heyrath be-
sorgte er, es mögte ihm gereuen, wenn er sich
damit übereilte; allein Thomas versicherte, daß
ihm Reue ganz unbekannt sey, daß er immer nach
seinem Vorsatze handle, daß es ihm nicht sehr um

eine Frau zu thun sey; daß ihm Mariechen zu sanft vorkomme, daß er sie aber besser kenne, als eine andere, daß sie eine Familie zusammen ausmachen müßten und daß er sie endlich auch um deswillen heyrathen wolle, weil der Vater alt sey und Mariechen ohne ihn dereinst unglücklich seyn würde. War diese Gesinnung nicht gerade so viel werth, als die wandelbaren Täuschungen der Liebe?

Bey der Ankunft in Neapel fand **Thomas**, den wir von nun an **Masaniel** nennen wollen, die Hülfsmittel und Umstände viel schwieriger, als er sich eingebildet hatte. Sein Schwiegervater hielt es für nöthig, ihm Anleitung zu geben, und den rechten Gesichtspunkt, die Hindernisse und die mit Unternehmungen dieser Art verbundene unermeßliche Arbeit vorzustellen. Er lehrte ihn den trägen und flüchtigen Charakter eines Volks kennen, das gleichgültig seine Kette schleppe und das sich willig fangen lasse, bey dem letzten noch übrigen Bissen pfeife und singe.

Suche dir vor allen Dingen, sagte er unter andern zu ihm, Freunde zu erwerben, die einen zu vereinigen, um Unterstützung zu erlangen; die andern zu trennen, um sie auszuforschen. Betrage

dich

dich so, damit dich jedermann kennen lerne. Der Aermste kann Dienste leisten, der Reichste bedarf ihrer: sey gegen niemand sparsam damit. Die Dienste sind von zweierley Art; wahrhafte oder nur zum Schein, gleich geschickt, Freunde zu erwerben.

Oeffne dir den Zugang zu den Großen. Sie empfinden weniger, als der Pöbel, den Nutzen und das Vergnügen der Eintracht: der Stolz und das Interesse trennt sie beständig: sie sind viel geneigter, sich mit einander zu zanken und zu betrügen. Gehe mit denen, die in ihren Diensten stehen, um; so wirst du den Schlüssel zu ihren Angelegenheiten und Gedanken bekommen. Ist der Zeitpunkt vorhanden, dein Unternehmen auszuführen; so suche es für das Ganze anlockend darzustellen, als eine Sache von so großer Wichtigkeit, der alle andere nachstehen müssen; die fähig ist, die hin und her ausgebrochnen Feindschaften auszusöhnen, Stärcke und Schwäche, Geitz und Uneigennützigkeit, Elend und Wohlstand in dein Unternehmen einzuflechten.

Worauf du dein vornehmstes Augenmerk richten mußt, ist dies, es niemand, wenn du dich erhebst, merken zu lassen, daß er unter dir stehe.

Habe wohl Acht auf diejenigen, deren Häupter der Streich treffen soll; überlasse da nichts dem Ungefähr. Lächle gegen das Volk, wenn es hinter deinem Rücken metzelt und ziehe deine Hand davon nicht ab, woran du sie einmal gelegt hast. Auf diese Art wirst du dir ein Blumenbett bereiten, wenn du fällst.

So ungefähr waren die Rathschläge des alten Fischers beschaffen, davon er die Früchte nicht mehr sahe. Es ereigneten sich allerhand Umstände: er starb in den Armen seiner Tochter und seines Tochtermanns, eben so bedauert von diesem, als beweint von jener. **Masaniel** wußte sich selbst zu berathen und **Mariechen** ward endlich durch das gute Verhalten ihres Mannes getröstet. Sie wählten ihre Wohnung auf dem Markte, wo **Masaniel** bey dem Fischhandel ein ziemliches Auskommen fand, und Mariechen, welche die Jahre und Hymen verschönert hatten, war auf dem Markte diejenige Obsthändlerinn, die den meisten Zuspruch hatte und immer am ersten ausgekauft wurde. In ihrer Nachbarschaft wohnte ein alter Bürger, der bei dem Volke im großen Ansehn stand. Dieser Mann, Namens Giulorso, (der in der Folge eine wichtige Rolle spielt) ein Freund

des

des Volks und unversöhnlicher Feind des Adels, bekleidete vormals das Amt eines Steuereinnehmers, weil man ihn aber bezüchtigte, daß er Neuerungen liebe und unterhalte, daß er Saamen zu Empörungen ausstreue, so wurde er an den spanischen Hof berufen und nach Afrika verwiesen. Von da brachte er seinen aufrührerischen Geist, seine unruhigen Ideen, und seine Kenntnisse, die er sich bei seiner Verwaltung erworben hatte, mit zurück. Er hatte alle Fehler und glänzenden Eigenschaften der Stolzen. Er war gesprächig, prachtliebend, arbeitsam, beredt, dabei geizig, listig, grausam, mißtrauisch, gegen niemand gut gesinnt; konnte sich bisweilen bis zu schändlichen Verbrechen erniedrigen. Sein Vergnügen hinderte ihn nicht an seinen Projekten, und diese nicht in seinen Vergnügungen, er war eben so sehr darauf erpicht, sich in zwecklose Geschäfte zu verwickeln, als einen Liebeshandel ohne Leidenschaft anzufangen. Er sahe **Mariechen**, eine wahre Schönheit, der selbst ein Liebhaber seine Maitresse nicht würde gleich geachtet haben. Das ländliche Ansehen, das die schöne Obsthändlerinn beibehalten hatte, ihr Zustand, ihre Unwissenheit erweckten die schwachen Reste seiner Leidenschaften, und ließen ihn hoffen, er werde sie leicht zu seiner

Ab-

sicht verleiten können. Die standhafte Tugend, mit der sie sich ihm widersetzte, schreckte ihn nicht ab, und vielleicht dachte er, daß die weibliche Tugend einer Welle gleiche, die sich um so höher aufbäumt, je größer der Widerstand ist, und sich wieder legt, sobald man ihr einen Ausweg zum Abzuge verschafft.

Giulorso fing an, die junge Schöne mit den ausgesuchtesten Künsten zu beängstigen, als eben die Zeitläufe die günstige Gelegenheit herbeyführten, welche **Masaniel** erwartete und die er benutzen wollte. Die Feinde des österreichischen Hauses hatten sich verbunden, und wendeten alles an, um es zu erniedrigen; sie hatten an verschiedenen Orten den Geist des Aufruhrs und der Zwietracht angefacht; einige Provinzen wurden von ihren Waffen beunruhiget, und die Last des Krieges, dem sie von zweyen Seiten ausgesetzt waren, nemlich im Innern die Hyder der Empörungen auszurotten, und den auswärtigen Feind von den Gränzen abzuhalten, hatte diese weitläuftigen Staaten entkräftet, und besonders das Königreich Neapel sehr mitgenommen. Dieses schöne und ergiebige Reich wurde mit den härtesten, schwersten Abgaben belegt, von den Statthaltern und deren

Hel-

Helfershelfern aufs möglichste ausgesogen, durch eine schreckliche Justitz zu Grunde gerichtet und endlich belegte man noch, da man entdeckte, daß das Obst- und Kräuterwerk noch unbelegt sey, und daß eine Schatzung dieser Lebensmittel, die dem gemeinen Mann noch allein übrig waren, desto mehr einbringen würde, weil ihr Anbau, durch den Mangel und die Theurung anderer sehr zugenommen habe, auch diese Artikel mit einer schweren Abgabe. Die Pächter brachten diese verhaßte Auflage in Vorschlag. Der damalige Vicekönig, **Don Roderic Ponze de Leon, Duca d'Arcos**, gab seine Einwilligung dazu, aber diese Verordnung war ein Donnerschlag, der die Neapolitaner aufweckte. Es fehlte nicht an geheimen Eingebungen, die Gemüther zu erhitzen. Sie entzündeten sich, allein der Ausbruch der Flamme würde nichts als ein unbedeutendes Geräusch verursacht haben, wenn sich nicht ein Mann gefunden hätte, durch den die Arme von den Fesseln befreiet, und in einer halben Million Elender der Rest ihres in den Adern schlafenden Blutes erweckt worden wären. Der alte **Giulorso**, ein Mann, bei dem man den Grimm gar nicht suchte, ließ anfänglich reden, und hörte zu. Er erforschte eines jeden Gesinnung und den Geist der

An-

Anführer. Er besuchte den Hafen, ging um die Festungswerke, Gefängnisse und öffentliche Gebäude herum; man hielt es bloß für eine nichtsbedeutende Neugierde, daß er sich in den Kasernen um den Zustand und die Anzahl der Truppen, und die Einrichtung in ihrem Dienste, ihre Bewaffnung, und um alles erkundigte, was durch alle Quartiere, in den Versammlungen des Volks, in den Staatsräthen, in den Pallästen gesprochen würde. Besonders wußte man nicht, was man eben von einem hübschen starken Manne dencken sollte, den beständig ein Haufen Kinder umgab, und der sich in alle ihre Spiele mischte.

Indessen legten die Vornehmsten unter dem Volke bei dem Staatsrathe Vorstellungen ein, sie zeigten das außerordentliche Elend im ganzen Königreiche, die unendliche Schwierigkeit, die neue Auflage aufzutreiben, die Vortheile, die aus der Wiederaufhebung für die Erhaltung der übrigen entspringen würde, und die Folgen der Wuth, die in der Brust des ausgehungerten Pöbels brütete. u. s. w.

Aber alle ihre gegründeten Vorstellungen waren fruchtlos; der Vicekönig blieb unbeweglich, und zu eben der Zeit, als man die Auflage bestätigte,

tigte, machten in dem alten Giulorso, dessen Zunge in jeder Art der Verführung geübt war, seine auf die Befriedigung einer zärtlichen Liebe gerichteten Entwürfe andern Platz; er erschien in der Versammlung der Quartiers-Hauptleute, wo er die ganze Geschicklichkeit und Stärke seiner Beredtsamkeit anwendete, um die Gemüther, die noch wankten, völlig in Harnisch zu bringen. Er schilderte in einer Rede die Gewaltthätigkeiten der Regierung, die schlimmen Folgen einer längern Geduld, die Fruchtlosigkeit aller Vorstellungen bei den Ministern, die entschlossen wären, ohne Aufhören die Nachgiebigkeit des Volks zu mißbrauchen, und die Nothwendigkeit, die Waffen zu ergreifen, nicht wider die geheiligten Rechte Seiner katholischen Majestät, sondern wider die geizigen und tyrannischen Minister, die man wegen des Hasses welchen sie durch ihr Betragen auf den Namen des Königs wälzten, als seine ärgsten Feinde betrachten müsse.

Auf diese Art beförderte Giulorso ohne sein Wissen Masaniels geheime Absichten, der niemals als Redner würde haben auftreten dürfen, wenn er auch das Talent dazu besessen hätte. Allein alle Reden und Vorbereitungen der Gemüther waren

ren noch nicht hinreichend; man mußte den Muth aufwecken und dazu trägt das Beispiel mehr bey, als Beredtsamkeit. Wir wollen jetzt den Masaniel in seinen Unternehmungen auf allen Schritten begleiten.

Schon lange unterhielt er das Volk mit der Hoffnung, nicht allein das Obst und die Küchengewächse von der Auflage zu befreien, sondern auch die alte republikanische Verfassung wieder herzustellen, deren Vortheile er mit seiner natürlichen Lebhaftigkeit schilderte. Er gewann das weibliche Geschlecht, das sich nach dem Glücke sehnte: alles wohlfeil zu kaufen, sich nach Gefallen zu putzen, und ihre Männer in der Rathsversammlung sitzen zu sehen. Er bemühte sich, die verheiratheten Männer auf seine Seite zu bringen und, was die unverheiratheten betrifft, diese fand er schon von selbst zu Unruhen geneigt. Inzwischen sahe er, daß es mit den wirklichen Entschließungen nicht recht gehen wollte. Er verfiel auf ein Mittel, sie zur Reife zu bringen, das lächerlich zu seyn scheint. Es sollten nemlich die Kinder den Anfang machen; hiedurch wollte er ihre Eltern zum Beistande bewegen; auf diese Art suchte er die Regierung zu hintergehen, sie sicher zu machen und jedermann

für

für diese jungen Helden einzunehmen, wenn sie Obst und Brodt ohne Taxe, zusammt der Freiheit verlangen würden.

Eines Tages, wo gewöhnlich die Ladungen mit Obst und Hülsenfrüchten von **Puzuoli** ankamen, bewiesen die Zollbedienten eine solche Strenge, daß sich die Gärtner bewogen sahen, ihre Zuflucht zu einem Mitgliede des Staatsraths zu nehmen; sie baten, dem Vicekönige die Härte der Zollbedienten vorzustellen: allein sie wurden von dieser Magistratsperson bedroht, sie aufhängen zu lassen; sie wandten sich an den Steuereinnehmer, der sie nicht besser empfing, und so kehrten sie untröstlich auf den Markt zurück.

Masaniel befand sich mit einer Menge von Kindern daselbst. Auf einmal stieß er die Fruchtkörbe mit dem Fuß um, daß alles heraus fiel, und sagte zu den Kindern: Esset meine Freunde, esset und dann fort, den Zoll abzubringen. Die Landleute wiederhohlten: Fort, den Zoll abzubringen! und bewaffneten sich mit Steinen und Früchten um den Steuereinnehmer zu steinigen. Hierauf ergriff **Masaniel** eine Fahne mit dem Königlichen Wappen und trat mit seiner jungen Armee, an deren Spitze er sich selbst befand, den Marsch an.

Auf dem Schloßplatze ließ er einen Augenblick Halt machen und befahl mit vereinigter Stimme zu rufen: **Den Zoll, den Obstzoll hebt auf!** Hier führte er sie bey der spanischen Hauptwache vorbey und überschwemmte gleichsam den Pallast, wo das vorige Geschrey wiederholt wurde. Der Cardinal Trivulci eilte in des Vicekönigs Gemach und rieth ihm, diese Rotte mit guten Verheißungen fortzuschicken. Der Rath war weise, weil die geringste Gewalt, die man gegen die Kinder ausgeübt hätte, die ganze Stadt noch eher würde unter die Waffen gebracht haben, ehe man zur Gegenwehr wäre gefaßt gewesen.

Bisher hatte man bey diesem Auflaufe keinen Menschen über zwölf Jahr wahrgenommen. Als aber der Pöbel durch die Nachricht, die man gegen die Jugend bewies, beherzter wurde, so mischte sich dieser auch unter sie. Die Nachsicht, die Gelindigkeit flößte allen Muth ein. Der Auflauf vergrößerte sich; es war niemandem ums Lachen zu thun, niemand betrachtete das Hin- und Herziehen des Kinderhaufens mehr mit Gleichgültigkeit. Was anfänglich einem bloßen Spiele gleich sahe, das bekam nunmehr die Gestalt einer ernsthaften Sache. Das Volk, unter welchen immer eins dem

andern Muth einsprach, stürzte in den Pallast und begehrte die Aufhebung der auf das Mehl gelegten Abgabe, sodann verlangte es, das Oel davon zu befreyen, ferner den Wein und so immer eins um das andere.

Es kam eine Menge Edelleute herzu: davon wurde ein Theil von dem Landvolke niedergemacht, die übrigen suchten die Wuth des Pöbels zu besänftigen, und der Vicekönig erschien selbst auf einem Balkon, wo er ein Papier herunter warf, das die Aufhebung des Zolles enthielt. **Masaniel** hob es auf, als er aber fand, daß sich nicht alle Glieder des Staatsraths unterschrieben hatten, so rief er, man wolle das Volk hintergehen; das Volk schrie Verrätherey und die Kinder liefen durch alle Straßen und schrien: Verrätherey! **Masaniel** entwaffnete hierauf die deutsche Garde, deren Hellebarden dem Nächsten dem Besten, der sie gebrauchen konnte, in die Hände fielen.

Die Unbändigsten vertheilten sich in die Gemächer des Pallastes, wo sie die Meublen theils zerbrachen, theils zerstreueten. **Masaniel** that ihnen in diesem Muthwillen Einhalt und ließ sie auf den Platz kommen, wo sich der Vicekönig befand, der alles anwendete, die Gemüther mit

aller

aller möglichen Sanftmuth und Leutseeligkeit zu beruhigen. Masaniel machte, daß ihn niemand verstehen konnte, nöthigte ihn, in eine Kutsche zu steigen, und setzte sich neben ihm hinein. Vier Aufrührer rannten wüthend an die Schläge der Kutsche und hielten dem Vicekönige den Degen vors Gesicht. Masaniel bemächtigte sich eines derselben und stieß ihm denjenigen, der ihn gehalten, durch den Leib, um den übrigen damit zu zeigen, daß man auf diese Art nicht zu Werke gehen müsse.

Er begleitete den Vicekönig bis zur Pforte eines Klosters; er hieß ihn aussteigen und hineingehen mit dem Zusatze: Duca d'Arcos, Sie sind mein Gefangner und sie müssen mir für alles haften, was Ihre Edelleute und Garden thun. Damit verließ er ihn; und als er wieder zum Volke zurückgekehrt war, ertheilte er vielen Edelleuten, die sich bey ihm einfanden, die Erlaubniß, hineinzugehen; auch der Erzbischof erhielt sie, der in kurzem mit einer neuen Schrift, worin die Aufhebung der Abgaben zugesagt wurde, herauskam.

Was nicht nach Masaniels Sinne war, das galt nichts. Ihm war es um keine Schrift zu thun, daher zerriß er diese auch sogleich. Er ließ

der spanischen Garde die Trommeln nehmen; diejenigen Soldaten, die unbesonnenerweise einige Schüsse gethan hatten, wurden niedergemacht, die übrigen bewog er zum Aufruhre und vertheilte sie unter die übrigen; darauf führte er den Haufen vor die Gefängnisse, sie wurden eröffnet, und die Akten verbrannt; von den Gefängnissen begab man sich vor das Rathhaus, als inzwischen der Vicekönig, die Edelleute meinten, man sollte Gewalt brauchen, daran es ihnen fehlte; die Minister widersprachen diesen Vorschlage und führten an, daß nicht zwölfhundert Mann in der Stadt wären, die man zum Schlagen brauchen könnte; es befände sich auch keine einzige ausgerüstete Galeere in dem Hafen; es wäre offenbar eine ordentliche Zusammenverschwörung vorhanden, und weil man sich daher mit Sicherheit nicht vertheidigen könne, so müsse man etwas hingeben, daß man nach Zeit und Umständen allezeit wieder würde erlangen können.

Dem Zufolge ließ der Vicekönig am andern Tage ein Patent, welches von dem Staatsrathe unterzeichnet war, auf dem Markte publiciren. Dies Patent, welches die unter **Karl V.** ertheilte Befreyung von Abgaben bestätigte, neigte das Volk

zum

zum Gehorsame. Eben zu gleicher Zeit befand sich auch Masaniel auf dem Platze, der sich bey dem Minister nach dem Original, worauf sich das Patent bezog, erkundigte. Der Minister gab hierüber seine Unwissenheit zu erkennen; hierauf nannte ihm Masaniel einen Ort, wo es aufbewahrt werde; es war dies ein Ort, wovon er wußte, daß sich dort bewaffnete Leute befanden und der Eingang mit einer Wache besetzt war. Er nahm den Minister zum Anführer und Wegweiser der tapfern Männer mit, die er dahin führte. Unterwegs entfloh der Minister, weil er **Masaniels** Absicht merkte, und verbarg sich in einer Kirche. Da er seine Leibwache im Stiche gelassen hatte, so wurde sie von den Rebellen in Stücken zerhauen und ihre Gliedmaßen an die Kirchthüren genagelt; aber hineinzugehen und den Minister, der sie hintergehen wollte, herauszuholen, wagten sie nicht. **Masaniel** bediente sich der gelegten Schlinge und des darüber entstandenen Unwillens, trat auf einen erhabenen Ort und rief mit lauter Stimme: Freunde, der gute Anfang verkündigt uns ein gutes Ende. Habe ich nicht recht gehabt, indem ich euch sagte, das Mittel befinde sich in euren Händen und daß alles leicht gehen werde, wenn man nur nichts für schwer halte?

Es ist noch nicht genug, daß wir die Abschaffung der Auflagen zuweggebracht haben; man wird euch wieder damit beladen, wenn ihr euch schon völlig davon frey haltet. Auch das wäre noch nicht genug, wenn man euch gleich das Recht einräumte, sie zu versagen: ihr müßt das Recht zu erlangen suchen, daß man euch gar keine mehr machen und euch nicht mehr wie Kinder regieren darf. Sollen wir aber wieder in diesen glücklichen Zustand, den wir verlohren haben, kommen; so müssen wir bedenken, daß wir verrathen sind, daß unsere Feinde auf ihre Vertheidigung bedacht seyn werden, und daß wir nach einem regelmäßigen Plane verfahren, mit der Klugheit Ordnung, und mit der Macht Einigkeit verbinden müssen. Wir werden niemals einig seyn, wenn nicht einer uneingeschränkt über die andern zu befehlen hat. Erwählt einen solchen, von dem ihr nichts zu befürchten habt, und den ihr, wenn er euch nicht mehr gefällt, wieder absetzen könnt. Derjenige, den ihr euch zum Anführer erwählt habt, muß keine unnütze Gewaltthätigkeiten zulassen, er muß die Königlichgesinnten zu entdecken suchen und muß unter euch beständig eine hinlängliche und wohlbewaffnete Anzahl bereit halten. Was euch betrifft, so muß keiner die gegenwärtigen Un-

ru-

ruhen zur Ausübung seines Privathasses oder Rache mißbrauchen. Auf solche Art würdet ihr die Einigkeit, die ich euch empfohlen habe, stöhren und euch bey denen, die noch keine Parthey ergriffen haben, verhaßt machen. Soll ein Haus verbrannt, ein Kopf abgeschlagen werden, so treffe eure Strenge nur die Urheber eures Elendes, die Pächter und diejenigen, die die Auflagen gesteigert haben, und bringet euch nicht selbst durch Haß und Eigennutz um euren wahren Vortheil. Schonet alle öffentliche und Privatgebäude! die eurem Vaterlande zur Zierde dienen; aber ich beschwöre euch bey Gott, daß ihr die Häuser und Reichthümer der Edelleute nicht schonet, deren räuberische und stolze Sinnesart die Quelle eures Unglücks ist. Diesen laßt keine Ruhe, gebt diesen keine Gnade, kein Gehör, bis ihr ihre friedsamen Degen über ihren Köpfen zerbrochen habt.

Während dem, daß **Masaniel** sprach, wurde der Haufe durch die losgemachten Gefangenen, durch Verbrecher, welche sich in Freyungen geflüchtet, durch die zurückgekommenen Verbanneten vermehrt, welche einen Abbe **Micaro**, der wegen eines Kapital-Verbrechens verwiesen worden, zum Anführer ernannten. **Masaniel** ließ es geschehen

hen, und ob er wohl den Abbe Micaro nicht kannte, so sahe er doch bald, daß er sein Commando nicht bis an den Abend behaupten würde.

Der Abbe vertheilte die Aufrührer durch die ganze Stadt, das hieß, die Macht theilen. Er schickte an alle Oerter längst der Küste von Puzuoli bis Salerno Befehl ab, die Landleute durch die angedrohte Verheerung ihrer Felder mit Feuer abzuschrecken, nach Neapel zu kommen; und flößte also statt des Zutrauens und Muths, Furcht ein. Er ließ die Buden der Künstler, Krämer, Waffenschmiede, wo nur etwas von Waffen zu finden war, ausleeren und schadete also dadurch denen, die sich von der Rebellion Nutzen versprachen.

Am Dienstage, als an dem dritten des Aufruhrs, war der Abbe Micaro eben mit Abbrennung einiger Häuser der Pächter, mit Wegnahme der Meublen, des Goldes, Silbers, und der Geschmeide, beschäftiget; dabey er andre Sachen den Flammen aufopferte und weder Menschen noch Vieh verschonte, als die Nachricht von dem Anmarsche von vierhundert Mann deutscher Völker, welche der Vicekönig herbeygerufen hätte, ankam. Masaniel sammelte alles zusammen, was er in

der

der Eile unter Handwerkern und Kindern auftreiben konnte, und zog durch die Straßen den Deutschen entgegen. Sie bestanden aus neu angeworbenen Soldaten, die bey dem Anblicke des Feindes erschracken und in die Kirche der heiligen Maria von Constantinopel flohen. **Masaniel** steckte die Thüren mit brennenden Fackeln in Brand, die Soldaten mußten das Gewehr strecken und sich seinen Leuten, von denen sie gebunden wurden, ergeben. Auf dem Rückzuge wurde er von zwey Compagnien Italiäner empfangen, die er ebenfalls entwaffnete und sie auch binden ließ, um sie so auf den Markt zu führen, wo sie bis an den neunten Tag der Rebellion bleiben mußten, an dem er sie ohne Gewehr zu ihren Fahnen zurückkehren ließ.

Diese Beweise seiner Tapferkeit, die in den Augen des Volks weit heller schimmerten, als das Verbrennen und Berauben der Häuser; der Anblick einiger Schanzen, welche die königlichgesinnten in der Gegend des Pallasts aufgeworfen hatten, und die der Abbe zu verhindern sich nicht einmal Mühe gegeben, das Andenken an den berühmten **Thomas Anello**, der für die Sache des Volks gestorben, alle diese Beobachtungen

bewo-

bewogen das Volk, dem Abbe Micaro das Ober-Commando abzunehmen, und an diesem Tage erhielt Masaniel, indem man ihm durch seine Frau einen Degen überreichen ließ, die höchste Befehlhaberstelle in der Stadt Neapel.

Den Abbe gab man ihm als Generalmajor zu; als Räthe, den alten Giulorso und noch einen Beisitzer aus dem Volke nebst einem Secretair, einem Advokaten, einem Procurator und Notarius, die seinen Rath ausmachten, worinn er noch selbst fünf bis sechs Männer von großen Einsichten aufnahm.

In der folgenden Nacht entwarf man ein Verzeichniß von denen, die man zum Tode verurtheilen wollte, Anordnungen und Befehle. Diese Beschäftigung dauerte bis zum Ausbruche des Tages, wo Masaniel auf dem Markte im Hemde, mit einer leinenen Mütze und in Beinkleidern erschien und als König ausgerufen wurde. So sehr konnte sich der Pöbel, der sich mit einer republikanischen Verfassung schmeichelte, selbst vergessen. Masaniel bestieg ein Gerüste, von welchem er seine Befehle austheilte, und vor welchem er den Hauptleuten der Quartiere der Stadt mit

ih-

ihren Compagnien noch an demselben Tage bey Lebensstrafe zu erscheinen gebot.

Auf diesen Befehl kam die Rebellion zum vollen Ausbruche: es schlugen sich alle Quartiere dazu. Die verurtheilten wurden enthauptet, ihre Häuser geleert und den Flammen preis gegeben. Das Volk lief bey dem Scheine des Feuers bewaffnet durch die Stadt, riß zuerst die Schanzen, womit das Quartier, in welchem sich der Pallast befindet, umgeben war, nieder; die verschlossenen Buden wurden wieder eröffnet, der Markt mit Lebensmitteln angefüllt, und **Masaniel** war für die Vollziehung seiner Befehle besorgt; ging zu allen Magistraten und Officieren, wies einem jeden seine Verrichtung und seinen Platz an, und hielt mit eben so viel Ordnung als Strenge auf die Polizey.

Es war wahrlich zu verwundern, daß ein einziger Mensch, der vom Stande niedriger war, als alle diejenigen, denen er befahl, über die Denkungsart eines Volks, welches durch das Elend zur Raserey gebracht worden, in einem Augenblicke eine so große Gewalt sich zu verschaffen wußte, daß es sich nicht an den weggenommenen

Reich-

Reichthümern vergriff und seine Bedürfnisse mit seinem eigenen Gelde erkauffte.

Noch war zwar die Ruhe nicht völlig hergestellt; doch ging alles in guter Ordnung. Selbst die Edelleute konnten, wenn sie sich in die Umstände zu schicken wußten, frey herum gehen. Der Cardinal Erzbischof **Filamarino**, ein würdiger Prälat, der bey dem Volke in Achtung stand, ließ sich zu Unterhandlungen mit den Rebellen herab. Der neue Monarch, auf den dabey allein alles ankam, wich mit Ehrerbietung aus und antwortete immer nur, es werde sich mit der Zeit zeigen, die Zeit sey der beste Rathgeber, er wolle sehen, er habe es noch nicht überlegt, was er zugestehen und welche Punkte er einräumen könnte.

Er war noch weit von dem Ziele seiner Unternehmung entfernt, als der alte **Giulorso** in seinem Herrn einen Mitwerber in seiner Liebe und in seinem Ehrgeitze erkannte; er hoffte, sich von der geschwornen Treue wieder los zu machen und theilte seinen Widerwillen mit dem Abbe **Nicaro**, den es äußerst verdroß, daß er auf den zweyten Platz herunter gesetzt worden war. Die Edelleute, die sich mit dem Volke nicht vertragen konnten,

ten, dungen um Neapel zwey bis dreyhundert Banditen. Sie mußten geschwind anrücken, der unkluge Abbe Micaro brachte sie durch Verrätherey in die Stadt, und postirte sie auf den Markt.

Masaniel, der immer in Bereitschaft stand, ging ihnen sogleich entgegen; zu eben der Zeit entdeckte ihm Giulorso theils aus Aerger über des Abbe Unvorsichtigkeit, theils aus Furcht, von seinem Mitschuldigen ein gleiches Schicksal zu erfahren, den Verräther. Masaniel, dem es nicht einfiel, daß ihrer zwey seyen, spaltete auf das erste Wort seines Raths dem Micaro mit einem Säbelhiebe den Kopf, ließ die aus den Gefängnissen Entledigten, die am Vormittage den Abbe zum Anführer erwählt hatten, austreten, und fiel darauf die Banditen an, die ihn erwarteten. Ein Theil floh auf die Schiffe im Hafen, ein anderer rettete sich in die Kirchen; es konnte sie aber die Heiligkeit des Orts nicht schützen, daß sie nicht enthauptet und sogar vor den Altären in Stücken gehauen wurden. Ueber hundert und funfzig ihrer Köpfe wurden samt dem des Micaro auf lange Stangen gesteckt, zum Hohn der Edelleute vor ihren Häusern vorbeygetragen und auf dem

Markte

Markte in einer Reihe aufgestellt. Hierauf erfuhren die Herzoge von **Matalone** und **Caraffa**, die schon lange verhaßt waren, und für diejenigen angesehen wurden, welche die Banditen herbeygerufen hatten, nebst einigen andern Großen die blutigste Rache. Der letzte hatte sich in ein Kloster geflüchtet; **Masaniel** verlangte von zweyen Bedienten, daß man ihn herausgeben sollte; aber diese verläugneten ihn; sogleich spaltete er ihnen die Köpfe. Der unglückliche Edelmann suchte dem Vicekönige ein Handschreiben durch einen Bruder zuzubringen; **Masaniel** nahm es ihm ab und ließ es sich von ihm vorlesen. Sobald er vernahm, daß es die Bitte enthalte, die Kanonen ein wenig hören zu lassen, um das Volk zu zerstreuen, so ergriff er den Bruder mit einer Hand und spaltete ihm mit der andern den Kopf: alsdann mußte der Gardian vor ihm erscheinen, den er zur Rede stellte, ob er nicht wisse, daß er Herr sey, und ihm bedeutete, daß, wenn ihm sein Kopf lieb sey, er sich zum Gehorsam bequemen und es nicht mit den Feinden des neuen Staats halten solle. Man verfolgte **Caraffa**, der aus dem Kloster entwichen war: er wurde bey einer Dame erhascht, die, nachdem sie den Edelmann mit Wunden bedeckt sahe, ihre Gastfreund-

freundschaft mit dem Leben bezahlen mußte. Sein Kopf kam zu den Banditen und bis an Abend wuchs die Anzahl derselben über dreyhundert an.

In der folgenden Nacht erklärte er sich gegen die Hauptleute des Volks ausführlich über seine Absichten, und sein Vortrag ist zu merkwürdig, als daß wir ihn nicht mittheilen sollten.

Urtheilet selbst, sagte er, ob ich etwas gescheuet und ob ich jemals geruhet habe, euch die Freiheit zu verschaffen, die ihr thörichterweise von der Gerechtigkeit erwartet habt. Schon seit zehen Jahren brannte ich vor Begierde, das zu thun, was jetzt geschehen ist. Danket Gott, daß sich ein Mann gefunden hat, der entschlossen ist, zu sterben oder euch zu retten. Von allem, was wir erbeutet haben, verlange ich nichts, als sechs Ellen Spitzen für meine Frau, die mich darum gebeten hat, und zwey Zechinen, die ich einem spanischen Korporal, dem ich sie schuldig bin, geben will. Ich entsage dem Namen eines Königs, den ihr mir gegeben habt, weil wir nach meiner Absicht alle untereinander nach eines jeden Stande Brüder und gute Freunde sind; weil die Weisesten die Gesetze machen sollen, und die Unwissendsten mit ihnen trinken mögen.

Wollt

Wollt ihr frey seyn, oder nicht? Ich will entweder alles in dem Stande lassen, wie es ist, oder will es in denjenigen Stand setzen, in dem es ehedem war. Aber nur kein Mittelding; ich will euch einige gute Rathschläge ertheilen. Fürs erste müssen wir es dahin zu bringen suchen, daß morgen des guten Kaisers Carl V. Privilegium wieder erneuert und die nachher eingeführten Abgaben vernichtet werden. Das wird ein schrecklicher Streich für die Edelleute seyn, deren Einkünfte, Stolz und Ansehen von nun an geschwächt ist. Hernach müssen wir uns bestreben, die Stimmengleichheit mit dem Adel wieder herzustellen, die uns, wie ich höre, König Friedrich genommen und die uns zwar König Ferdinand wieder zu geben versprochen hat, sein Versprechen aber nicht erfüllen konnte.

Von diesen beyden Stücken hängt der gute Erfolg unserer Angelegenheit ab: das erste haben wir bereits erhalten. Man darf also nur noch die Edelleute dahin bringen, daß sie auch das zweyte zugestehen und von dem Könige die Bestätigung bewürken, und darüber kann ein jeder seine Meinung sagen.

Nach-

Nachdem Masaniel seine Rede, die wir hier getreu geliefert haben, geendiget hatte; so verließ er den Rath und stellte sich an die Spitze einiger Detaschements, um damit die noch übrigen Banditen in den Kirchen aufzusuchen. Kaum wnrde man einen gewahr, so flog gleich der Kopf herab, ehe er noch ein Wort reden konnte; so weit ging der Gehorsam gegen diesen Mann. Am Abend kam er in seine Wohnung, wo er seine Frau in Thränen fand. Der alte Giulorso hatte sie in der Nacht beunruhiget; er stellte ihr vor, daß ihr Mann würde gehangen werden; daß er sich in ein Unternehmen eingelassen, das seine Kräfte übersteige, daß sie sehr unglücklich seyn würde; daß sie aber allzu artig, und liebenswürdig sey, um an etwas Mangel zu leiden; daß er für sie sorgen wolle und daß er ihr ein glänzenderes Glück, als ihr Mann, der ein Narr sey, verschaffen werde. Er wandte hierauf noch Geschenke, Drohungen und sogar Gewalt an. Glücklicherweise fand endlich Marie in ihrer Verlegenheit in des Giulorso Alter Sicherheit und Befreyung.

Hier zeigte sich Masaniel würklich groß; er tröstete seine Frau, er suchte sie auch nicht zu rächen. Er hielt sich lediglich zur Rache des Volks verbunden. Er erwog die Beschaffenheit der Um-

stände, die ihm nicht erlaubten, von einem Manne der ohne Grund von einem unbeständigen Volke angebetet wurde, in einer bloß ihn betreffenden Sache, Genugthuung zu fordern; er bekam auch an diesem Tage, welcher der 5te seit dem ausgebrochenen Aufruhre war, den Giulorso nicht mehr zu sehen, da er sich in das neue Schloß geflüchtet hatte, wo der Vicekönig und die Edelleute eingeschlossen waren. Masaniel war an diesem Tage nicht aufgeräumt; man mußte zu den Waffen greifen und die Fahnen wehen lassen. Hundert und funfzigtausend Menschen gehorchten seinem Winke. Eine Menge Männer, Weiber und Kinder zogen in guter Ordnung durch die Straßen; einige hatten Beile oder Musketen, andere Büchsen oder Hellebarden, diese Degen, jene Messer und sonst alle Arten von Waffen.

Vor jedem Regimente gingen Trommeln voran. Masaniel ließ die Armee auf den Markt marschiren, wo er in weißer Fischerkleidung auf einem Throne stand. Er empfing Bittschriften und Berichte; theilte Briefe und Befehle aus. Der erste bestand darin, daß niemand bey Lebensstrafe einen Mantel tragen solle. Männer, Weiber, Kinder, Geistliche und Ordensleute, gehorchten alle, ohne sich um den Beweggrund zu bekümmern, diesem

Befehle, womit er einem fernern Ueberfalle der Banditen oder der Edelleute, die sich damit unkenntlich und ihre Waffen unter dem Mantel verbergen könnten, vorzubauen suchte. Diesem Befehle folgte ein andrer, welcher allen Manns- und Nonnenklöstern unter Androhung gleicher Strafe, auferlegte, auf eine bestimmte Stunde ein Verzeichniß von allen dahingeflüchteten Personen und Sachen herauszugeben. Nächst diesem beschäftigte er sich mit der Polizey und wer sich die Unruhen zu Nutze machen wollte, der verlohr auf **Masaniels** Fingerzeig den Kopf. Durch dieses strenge, aber gerechte und kluge Betragen nahm er jedermann für sich ein, er erhielt von allen Seiten Beifall.

Mittlerweile wurde der Vicekönig, der noch immer unentschlossen war, mit Klagen überhäuft. Endlich wandte er sich an den Cardinal Erzbischof **Filamarino**, mit der Bitte, ihm eine Unterredung mit dem neuen Könige auszuwürken. Dieser, dem darum nicht zu thun war, weigerte sich anfänglich und antwortete, er habe mit dem **Ponz de Leone** nichts zu thun; verlangte aber dieser etwas von ihm, so könne er auf seine Bereitwilligkeit sich verlassen, selbst auch in dem

Falle, wenn er etwa Geld zu seiner Rückreise nach Spanien nöthig hätte.

Als er sich endlich zu einer Zusammenkunft verstand, so wollte er ihr ein wichtiges Ansehen verschaffen. Die Vorbereitungen sind merkwürdig. Er stellte hunderttausend Menschen durch alle Straßen bis an den Pallast in zwey Reihen. Er forderte Geißeln, und hundert Tonnen Pulver nebst eben so viel Kisten Kugeln. Er übersandte dem Vicekönige für dieses Geschenk ein anderes, bestehend in Hühnern, einem Korbe Früchte, einem Korbe Brodt und etlichen Flaschen Wein, wobey er ihm sagen ließ, daß dieses die Erstlinge seiner Regierung seyn. Zu Geißeln erhielt er den Cardinal Filamarino mit seiner ganzen Familie; ihn mußte ein Hauptmann der spanischen Garde abholen, und an den Vicekönig wurde einer von den seinigen zur Abholung abgeschickt, der ihn von dem neuen Schlosse in den Pallast begleitete.

Man bot ihm ein kostbares Pferd an, das er aber zurück schickte; er ging zu Fuße mit einer weißen Mütze bedeckt, in der einen Hand einen entblößten Säbel und in der andern einen Pack Briefschaften, welche die Forderungen des Volks in sich faßten, in der Hand haltend. An dem

Ein-

Eingange des Pallasts empfing ihn der Herzog von Arcos, mit dem er hineinging. Die Unterredung dauerte nur eine Stunde; die Punkte wurden vorgelesen, eingestanden und drey Tage nachher mit aller Feierlichkeit beschworen, unterschrieben und besiegelt.

Allein der alte Giulorso, den eine beständige Furcht beunruhigte und der seiner freiwilligen Gefangenschaft überdrüssig war, faßte den Entschluß, beyden ein Ende zu machen und Masaniels Kopf der Sicherheit seines eigenen aufzuopfern.

Er war fein genug, weder unter dem Volke noch unter dem Adel sich um Mitverschworne umzusehen. Von den einen verrathen, würden ihn die andern den Folgen seines Verbrechens überlassen haben; und da er sich kein Ansehen anders, als in der Wiederherstellung der Ordnung unter dem Volke versprechen konnte, so suchte er seine Verbindung so einzufädeln, daß am Ende niemand wußte, wo sie herrühre. Er wendete sich zuerst an den Vicekönig, den er zu bereden suchte, daß er die Parthei der Rebellen bloß aus Reue verlassen habe; daß es weder in seiner Macht gestanden, noch daß er es habe wagen dürfen, dem Zutrauen, das das Volk jederzeit in ihn gesetzt habe,

be, zu widerstehen; daß dieses Volk an sich nicht zur Untreue geneigt sey, daß es veränderlich sey, und daß es so leicht wieder zur Unterwürfigkeit, als zur Empörung zn bringen seyn würde, sobald es das unglückliche Werkzeug seiner Wuth nicht mehr habe. "Nunmehr, sagte er, da die Aufrührer alles, was sie begehrten, erlangt haben, ist ihnen ihr Abgott nicht mehr so wichtig. Es ist ein Kinderwerk, das sie eben so leicht zerstöhren, als sie es aufgerichtet haben; und es ist würklich eine Gelegenheit vorhanden, die dieses Unternehmen begünstiget. Die Nachricht von den gegenwärtigen Unruhen hat sich an alle benachbarte Höfe verbreitet. Diese und die hier befindlichen auswärtigen Minister suchen sie zu unterhalten. Wie ich vernehme, so ist der Fischer verschiedentlich aufgemuntert worden, darin fortzufahren und hat zugleich große Versprechungen von Beifall erhalten."

"Es ist leicht, diese von feindlichen Mächten gemachten Verheißungen in den Gesichtspunkt einer Verrätherey zu stellen, den **Masaniel** eines Einverständnisses zn beschuldigen, ja ihn sogar als das schändliche Werkzeug, dessen man sich zum Verderben des Königreichs, oder zur Un-

Unterjochung unter eine auswärtige Herrschaft bedienen wolle, vorzustellen: dann nehme ich es über mich, Euer Excellenz binnen zweien Tagen den Kopf dieses Thoren zu liefern."

Auf der einen Seite wollte der Herzog **von Arcos** allen Schein feindseliger Maaßregeln gegen das Volk vermeiden, auf der andern kannte er den **Giulorso** zu gut, um einen Augenblick wegen des Vertrauens, das er in ihn setzen durfte, bey sich anzustehen, und endlich waren die Vortheile, welche er von **Masaniels** Tode erwarten konnte, beynahe entschieden. Man suchte durch gedungene Leute dergleichen Gedanken unter dem Volke auszubreiten: wie gut kannte **Giulorso** das Volk! Man fing an, sich untereinander zu bereden, daß man nicht mehr nöthig habe, unter dem Gewehre zu stehen, weil man schon alles erhalten habe, was man verlangte; man brauche keinen Anführer mehr, sondern daß man nach so vielen Wachen und Strapatzen der Ruhe, nach so vielen Räubereyen, Feuersbrünsten und Mordthaten des Friedens bedürfe, und daß zuletzt die Freiheit selbst in Gefahr komme. Die Anverwandten aller derjenigen, die entweder an ihren Gütern Schaden erlitten, oder das Leben verloh-

ren hatten, vermehrten die Unzufriedenheit. Die Quartiershauptleute, die zu einem weit strengern Gehorsam verbunden worden, als bisher von einer entferntern Obergewalt von ihnen gefordert worden war, konnte der Vicekönig leicht auf seine Seite bringen; und überhaupt war schon alles zu dem Unternehmen vorbereitet; nichts hinderte die Ausführung.

Masaniel hatte bereits durch seinen Rath verschiedene Gesetze verfertigen lassen; und würklich war er damit an die Sitten gekommen. Er wollte die Sitten der Geistlichkeit verbessern; alle ledige Personen des weiblichen Geschlechtes sollten sich verheyrathen; Ehebrecher und Verführer sollten mit dem Tode bestraft werden. Er hatte diese Gesetze nicht sobald bekannt machen lassen, als sich ein allgemeines Murren erhob; man war unzufrieden, daß er Ausschweifungen durch strengere Strafe einzuschränken suchte, als Concilien und Päbste vor ihm gethan hätten; und in Ansehung des Ehebruchs wandte man ihm ein, daß er seiner Frau schonen sollte, die sich mit einer ganzen Compagnie Soldaten gemein gemacht habe. In der ersten Bewegung, die diese Reden in **Masaniel** erregten, hieb er denjenigen, der sie ausgesprochen, mit einem Beile die Hirnschale entzwey;

darauf nahm er seinen Secretair mit, und ließ in allen Straßen seine Verordnungen öffentlich ablesen. Nach einer Stunde wurde ihm hinterbracht, daß sich seine Frau mit der Viceköniginn im Pallaste befinde und daß sie vom **Giulorso** sey entführt worden. Er befahl hierauf seinem Secretair, vorzulesen und kehrte hernach zum Pallaste zurück, in der Absicht, seine Frau abzuholen und des **Giulorso** Kopf mit herauszubringen.

Als er über den Markt ging, erblickte er Fahnen und die Quartiers-Hauptleute mit ihren Leuten unter dem Gewehre; sogleich erkundigte er sich, auf wessen Befehl dieses geschehe? Ein Hauptmann gab zur Antwort: Auf Befehl des Vicekönigs; und auf meinen Befehl, erwiederte **Masaniel**, schlag ich dir den Kopf herunter; dies geschah auch so geschwind, als er es ausgesprochen hatte. Nun merkte er wohl, daß, ob er gleich seinen vorigen Muth noch habe, seine Gewalt doch nicht mehr die vorige sey. Sein Befehl, die Waffen niederzulegen, wurde nicht befolgt. Durchdrungen von einer widrigen Ahnung, begab er sich ruhig in die Carmeliter-Kirche, wo eine große Menge der Messe beywohnte. Er ging graden Wegs auf die Kanzel, und warf seinen Säbel unter die Menge der Umstehenden: Ihr habt ihn

mir

mir gegeben, sagte er, ich geb ihn euch zurück. Ich sehe, daß ihr mich verlaßt; ihr seyd eure eigene Herren, trinket, esset jetzt, und gedenket meiner in eurem Gebet. Wenn ihr mir den Kopf abgeschlagen habt, so bringt ihn meiner Frau, und sagt ihr, daß sie ihn in eine Grotte auf der Küste von Sorrento bringen, und ihn dort neben dem ihres Großvaters aufhängen soll.

Dies soll die Grabstätte aller derer seyn, die euch Brodt gegeben haben. Ich beklage mich über niemand, als über den Giulorso; diesen befehl ich euch, aufzuhängen. Sonst beklage ich mich über keinen Menschen, noch sonst über etwas. Was ich mir vorgesetzt hatte, das habe ich gethan; ich wollte euch rächen, und sterben; meine Rolle wird bald vollkommen geendigt seyn.

Nachdem er ausgeredet hatte, stieg er von der Kanzel herab, ging ins Kloster, und forderte zu trinken. Die Mönche, die ihm das Glas überreichten, riethen ihm, im Kloster zu bleiben, wo ihm die Verschwornen nichts anhaben würden; Nein, war seine Antwort, ich muß mein Vorhaben hinausführen.

Gleich sahe er von dem Ende eines Gangs vier Verschworne mit Büchsen auf ihn zukommen:

men: er ging ihnen kaltblütig entgegen, und redete sie an: Ihr sucht mich; hier bin ich. Kaum hatte der Unglückliche diese Worte ausgesprochen, so war schon seine Brust von vier Kugeln durchbohrt, und im Schmerzgefühle rief er: Ach! undankbare Verräther!

Er lehnte sich an die Wand, fing mit der Hand etwas von dem ausströmenden Blute auf, und warf es seinen Mördern mit einem verächtlichen Blicke ins Gesicht. Diese sprangen zugleich auf das Schlachtopfer los, und stießen ihm den Degen durch den Leib. Es kamen mehrere von den Mitverschwornen dazu; diese, da sie sahen, daß er todt sey, brachten ihm noch einige Stiche bey, nur um des Vergnügens willen, ihre Degen mit seinen Blut zu färben. Sie rissen ihm das Herz aus, und hieben ihm den Kopf ab, den sie auf einer Lanze durch die Stadt trugeu. Am Nachmittage ritt der Vicekönig im Gefolge des Adels herum, gerade wie es erschrockene Kinder machen, die, wenn das Gewitter vorüber ist, die hinterlassenen Spuren des Blitzes besehen.

Inzwischen wurden gleich am andern Tage aus einer unbegreiflichen Unbedachtsamkeit die Abgaben wieder eingeführt, und der Preis des Brodtes

tes erhöht. Dieses unbeständige Volk, das nun dafür gestraft wurde, daß es seinen Helden verlassen hatte, griff neuerdings zu den Waffen, und suchte den Kummer durch eine lebhafte Vorstellung seines begangenen Fehlers zu mäßigen. Man hohlte den Leichnam des **Masaniels** bey den Carmelitern ab; der Anblick dieses von Blute triefenden Ueberrests entbrannte aller Herzen, rief das Andenken an alles, was Masaniel gewürket hatte, zurück, flößte neue Wuth ein, brachte laute Klagen hervor, preßte Thränen aus, und veranlaßte Anstalten, ihn gleichsam ins Leben zurückzubringen, indem man ihn küßte, wusch und balsamirte.

Nichts war prächtiger und rührender, als sein Leichenbegängniß. Die Weiber begleiteten ihn in Trauerkleidern, ihre Haare ließen sie über die Schultern herabhängen, und riefen **Masaniel** für ihre Kinder an. Die Männer trugen den Leichnam mit seinem daran gefügten Kopfe auf den Schultern. Er war mit einem königlichen Mantel bekleidet, seine Stirn mit Lorbeern umkrönt, auf welcher der Zorn ausgedrückt zu seyn schien, und die man sich nicht getrauete, anzuschauen. Man hatte ihm einen Commandostab und seinen bloßen Säbel in die Hand gegeben. Das ganze Leichenbegängniß war auf die Art eingerichtet,

wie es bey Soldaten üblich ist, und man folgte mit dem Gewehre unter dem Arme und gesenkten Fahnen. Man unterbrach den Zug, indem man die Leiche dreymal um den Pallast herum trug, wobey hunderttausend Stimmen riefen: **Masaniel! Masaniel!** und diese Stimmen vereinigten sich mit dem Getöne aller Glocken in der Stadt, wie das Brüllen des Donners in schwarzen Gewölken.

V.

Cn. Julius Agricola.

Cnejus Julius Agricola stammte aus einem alten und berühmten Geschlechte. Sein Vater, **Julius Gräcinus**, ein sehr beredter und gewissenhafter Mann, war römischer Senator und ward, als Cajus Caligula von ihm verlangte, daß er seinen Schwiegervater, den **M. Junius Silvanus**, einen der größten Männer Roms, fälschlich anklagen sollte, ein Opfer seiner Redlichkeit, indem ihm seine Weigrung den Tod zuzog. Den Verlust des Vaters ersetzten bei dem jungen Agricola die vorzüglichen Eigenschaften seiner trefflichen Mutter, **Julia Procila**. Noch als ein junges Kind nahm sie ihn mit nach Marseille, wo er unter ihrer Aufsicht die beste Erziehung genoß. Dieser Ort war damals in Absicht der guten Lehrer

und

und einer wohlgesitteten und eingezogenen Lebensart einer der vorzüglichsten. Agricola besaß ein redliches und aufrichtiges Herz, dabey auch einen erhabenen, feurigen und ruhmbegierigen Geist; so daß seine Mutter seinem Eifer im Studiren Schranken setzen mußte. Daher er auch in seinen spätern Jahren oft zu sagen pflegte: **er würde sich in seiner ersten Jugend mehr in der Weltweisheit und Rechtsgelehrsamkeit vertiefet haben, als es einem Römer und Senator erlaubt wäre, wenn nicht seine kluge Mutter seinen wißbegierigen Geist zurück gehalten hätte.**

Da Tapferkeit und Kriegsübungen den entscheidenden Charakter eines wahren Römers ausmachten, so that Agricola seine ersten Kriegsdienste in Britannien, unter dem Suetonius Paullinus, dessen Beifall und Liebe er sich in einem so vorzüglichen Grade erwarb, daß er mit ihm Ein Zelt bewohnte. Er ahmte nicht denjenigen Jünglingen nach, die während ihres Feldzuges sich den Wollüsten und Ausschweifungen ergaben, und dann, freilich oft in einem höhern Posten, aber auch als Ignoranten zurückkamen: sondern er bemühete sich, die Länder kennen zu lernen, der Ar-

mee

mee bekannt zu werden, von den Erfahrensten zu lernen, den Klügsten zu folgen, nichts aus Eitelkeit zu unternehmen, keine Gefahr zu scheuen, und alles mit Eifer und Aufmerksamkeit zu verrichten. Britannien befand sich damals in der größten Unruhe, und die Römer befürchteten aus dieser Insel vertrieben zu werden. Suetonius Paullinus dämpfte diese Unruhe. Inzwischen ward unser Agricola durch mehrere Umstände zu dem Entschlusse bestimmt, nach Rom zurückzukehren und um bürgerliche Bedienungen nachzusuchen. Eine Heirath mit der Domitia Decidina machte nun das Glück seines Lebens, die Stelle eines Prätors in Asien verschaffte seiner Thätigkeit Nahrung und gab ihm tausend Gelegenheiten an die Hand, sich nach hergebrachter Sitte seiner Collegen unter dem besten Scheine zu bereichern. Agricola ließ sich aber weder durch das Beispiel, noch durch die sichre Gelegenheit verführen. Als ihm unter der Regierung des Nero die Klugheit rieth, unthätig zu seyn, lebte er in Ruhe und Musse. Als Prätor vermied er bei Anstellung der gewöhnlichen Spiele und Lustbarkeiten alle Arten von Verschwendungen. In dem folgenden Jahre verlor er durch Plünderungen der Flotte des Otho an den ligurischen Küsten einen Theil seines Vermögens, nnd zugleich

seine würdige Mutter, die von den Räubern erschlagen ward. Unterm Kaiser Vespasian, wurde er von dem Mucian, auf Werbungen ausgeschickt; bei dieser Gelegenheit bewies er so viel Redlichkeit als Eifer, welches den Mucian bewog, ihn zum Präfectus der zwanzigsten Legion, welche damals in Britannien stand, und viele Schwierigkeiten gemacht hatte, dem Vespasian zu huldigen, ernannte. Hier bewies er eine unvergleichliche Klugheit. Anstatt die vornehmsten Anführer zu bestrafen, stellte er sich, als wüßte er nichts von ihrer Aufwiegelung, und eben durch diese Mäßigung erreichte er seinen Endzweck vollkommen. Nicht lange darnach kam Petilius Cerialis als Statthalter nach Britannien. Er übertrug ihm anfänglich das Commando einiger Truppen zu kleinern Expeditionen, und da er sich hiebei vorzüglich auszeichnete, so ward ihm der größte Theil der Armee anvertrauet.

Nach Niederlegung seiner Stelle ertheilte ihm Vespasian die Würde eines Patriciers, und zugleich die ansehnliche Statthalterschaft über Aquitanien. Agricola zeigte auch hier, wie viel ein großer natürlicher Verstand vermag. Er war als Richter eben der ruhmwürdige Mann, welcher er

vorher in Britannien als Soldat gewesen war. Er schlichtete die Händel mit so vieler Billigkeit als Gerechtigkeit. Wenn es die Sachen forderten, so war er ernsthaft, aufmerksam und strenge, öftrer aber, wo er nur konnte, sehr menschenfreundlich und nachsichtsvoll. Im vierzigsten Jahre seines Alters erhielt er von Vespasian das Consulat, und im folgenden Jahre die Statthalterschaft von Britannien, wovon die Römer nur noch einen kleinen Theil in ihrer Gewalt hatten, und weil die Einwohner noch immer nicht an die römische Herrschaft gewöhnt werden konnten, so mußten die Römer in Britannien beständig auf ihrer Hut seyn. Eben dieses gab unserm Agricola Gelegenheit, seine großen Einsichten in Kriegs- und Staatssachen zu zeigen, als die glücklich ausgeführte Empörung der Ordoricer die übrigen Britten bewog, ein gleiches zu wagen.

Die römischen Soldaten hatten bisher in einer schändlichen Sicherheit gelebt; Agricola sah ein, daß sich die Gefahr täglich vermehrte, und er glaubte seine Feinde zu einer Zeit angreifen zu müssen, wo sie sichs am wenigsten vermutheten. Er zog daher so geschwind als möglich eine kleine Armee zusammen, griff sie mit Muth und persönlicher

cher Tapferkeit an, und erhielt auch wirklich über sie den Sieg. Bald darauf eroberte er die Insel Mava, jetzt Anglesey, die sich einige Jahre vorher der römischen Herrschaft entzogen hatte.

Den Anfang einer ordentlichen Einrichtung machte er in seinem eignen Hause. Er setzte gewisse unverbrüchliche Regeln fest, nach welchen die Seinigen künftig handeln sollten. Kleine Vergehungen vergab er, größere bestrafte er hart. In Ansehung des Getreides und anderer öffentlichen Abgaben traf er eine solche Einrichtung, daß dadurch gleich im ersten Jahre alle Hungersnoth und Theurung des Getreides verhindert wurde, welches sonst schlimme Folgen gehabt hätte. Nachdem er viele Städte unter die römische Botmäßigkeit gebracht hatte, so bemühete er sich, die große Staatsregel, welcher viele Eroberer mit Nutzen gefolgt sind, in Ausübung zu bringen; die wilden kriegerischen Britannier nemlich die Ruhe, den Lebensgenuß und die schönen Künste kennen zu lehren. Er brachte es endlich dahin, daß sie sich in Städte zusammen begaben, Tempel, bedeckte Gänge und Bäder erbaueten, u. s. w. Die Kinder der vornehmsten Britannier ließ er in den Künsten unterrichten, und fand auch, daß diese

Nation einen erhabeneren Geist besaß, als die Gallier, und nicht ohne Neigung für die Beredtsamkeit war. Die Britten fingen auch an, den römischen Trachten ihren Beifall zu geben, und die, welche die verdeckte Absicht des Agricola nicht einsahen, erhoben ihn, daß er eine feine Lebensart einführte, welche doch eigentlich der größte Schritt zur Knechtschaft war. Im dritten Jahre seiner Statthalterschaft erweiterte er die römischen Gränzen durch Anlegung vieler Schanzen und kleinen Vestungen, von welchen keine einzige, so lange er in Britannien war, in feindliche Hände gerieth. Das vierte Jahr wendete er dazu an, daß er seine gemachten Einrichtungen verbesserte, und die römischen Gränzen so weit als möglich erweiterte. Im folgenden Jahre bekriegte er noch mehrere damals unbekannte Völkchen, und besetzte die britannische Küste gegen Irrland mit römischen Soldaten, um von da eine Landung vornehmen zu können; welches aber nicht zu Stande kam; ungeachtet er oft behauptete, daß die Einnahme von Irrland mit einer Legion und einem mäßigen Haufen Hülfsvölker hätte zu Stande gebracht werden können. Im Sommer des sechsten Jahrs seiner Statthalterschaft wagte er eine Landung an dem schottländischen Meerbusen. Als die daselbst

woh-

wohnenden Caledonier die Flotte ansichtig wurden, erschraken sie nicht wenig und glaubten, daß ihnen, wenn sie überwunden würden, keine sichere Zuflucht im Lande mehr übrig wäre. Denn sie hatten sich eingebildet, daß den Römern die Schiffahrt eine unbekannte Kunst sey. Als Agricola hörte, daß die Caledonier ihn in verschiedenen Haufen angreifen wollten, so marschirte er in drey Colonnen gegen sie an. So bald dieses die Feinde sahen, änderten sie ihren Anschlag, und überfielen die Römer des Nachts im Schlafe mit gesammten Haufen. Die Legion wäre unfehlbar verlohren gewesen, wenn nicht Agricola so fort nach erhaltener Nachricht die besten Reuter seines kleinen Heeres ausgesucht hätte, und ihr zu Hülfe geeilet wäre. Nun entstand selbst unter den Römern ein lobenswürdiger Wetteifer. Die überfallene Legion wollte durch ihre Tapferkeit beweisen, daß sie keiner Hülfe benöthigt wäre, und die zu Hülfe gekommenen Truppen wollten durch ihren muthigen Angriff beweisen, daß jene ohne sie überwunden gewesen seyn würden. Endlich wendete sich der Sieg auf der Römer Seite, und hätten nicht die Caledonier ihre Sümpfe und unwegsamen Oerter zur Zuflucht gehabt, so hätte die ganze Nation die römische Herrschaft anerkennen müssen.

Dieser Sieg flößte den römischen Soldaten einen ungewöhnlichen Stolz und übertriebenes Zutrauen zu ihrer Tapferkeit ein. Nun schien ihnen nichts mehr unmöglich. Sie verlangten, Agricola sollte sie weiter in Schottland einführen, und das Ende dieser Insel aufsuchen. Der große Verlust, den die Caledonier erlitten hatten, reizte sie mehr zur Rache als zur Friedfertigkeit. Sie stellten mit Hülfe benachbarter Völker eine Armee von mehr als 30000 Mann ins Feld, und waren entschlossen, ihre Freyheit bis auf den letzten Blutstropfen zu verfechten, worin sie durch die Aufmunterung eines ihrer Anführer, **Galgerus**, noch mehr bestärkt wurden.

Um diese Zeit verlohr Agricola seinen einjährigen Sohn. Bey dieser Gelegenheit ahmte er nicht denjenigen nach, die stolz und unempfindlich ihre Menschheit verleugnen wollen, noch auch denen, die gar zu sehr gerührt, ihren Schmerz in weibische Klagen ausbrechen lassen. Er empfand ihn als Vater, und vergaß nicht die Pflichten, die er als Statthalter auf sich hatte. Als die Caledonier endlich gegen seine Armee in Schlachtordnung anrückten, so stellte er sein Korps gleichfalls in Schlachtordnung. Es kam zum Treffen, und

Agri-

Agricola bewies sich vorzüglich hier als ein grosser Feldherr. Auf beiden Seiten stritt man mit unglaublicher Tapferkeit und Hartnäckigkeit; die Römer fochten für die Ehre, und die Caledonier für ihre Freiheit. Gegen Abend nahmen leztre die Flucht und der Sieg war auf Seiten der Römer vollkommen.

Agricola hatte von einer Zeit zur andern dem Kaiser Domitian den glücklichen Fortgang seiner Unternehmungen gemeldet. Er kannte seine tyrannische Denkungsart zu sehr, als daß er seine Berichte pralhaft hätte abfassen sollen. Domitian stellte sich, als wenn ihm diese Nachrichten das größte Vergnügen machten, im Herzen aber hegte er desto größern Neid und Haß gegen Agricola. Er befürchtete, daß es für ihn gefährlich werden könnte, wenn ein Privatmann höher geschäzt würde, als er. Doch getrauete er sich nicht, einen Mann, der bei seiner Armee im größten Ansehen stand, und alle die hohen Eigenschaften besaß, die zu einem Feldherrn erfordert werden, öffentlich zu beleidigen. Er hielt es jezt fürs Beste, seine widrigen Gesinnungen gegen Agricola zu verbergen, und damit er ihn unter einem Scheine aus Britannien zurückberufen könnte, so

befahl er, daß ihm vom Senate der Triumph zugestanden werden sollte, welches ohne Widerrede geschah.

Domitian hoffte, daß die Verdienste des Agricola durch die Länge der Zeit in Vergessenheit gerathen und die Hochachtung für ihn erkalten würde, wenn ihn die in Britannien liegende Legion nicht mehr täglich vor Augen hätte. Leztrer bewies bei seiner Ankunft in Rom wieder jene ihm ganz eigne rühmliche Bescheidenheit und Vorsichtigkeit, die besonders in den damaligen gefährlichen Zeiten, wo Verdienste als Verbrechen angerechnet wurden, unumgänglich nothwendig waren. Domitian empfing den Agricola mit einem kaltsinnigen Kusse, und würdigte ihn nicht, sich mit ihm wegen des Zustandes von Britannien zu unterreden. Den Augenblick sah sich Agricola von einem Haufen von des Kaisers niederträchtigen Schmeichlern umringt.

Um seinen verweichlichten und dem Luxus ergebnen Landsleuten ein Beispiel zu geben, lebte er ganz als Privatperson. Oft ward er bei dem Domitian insgeheim angegeben, aber auch ohne Untersuchung freigesprochen. Domitian konnte die Ehrfurcht gegen seine unleugbaren Verdienste nicht

ver-

verleugnen. Diese Anklagen hatten keine Verbrechen oder sonst ungerechte Handlungen zum Grunde; Verdienste, Siege und Tugenden waren die Ursache und zugleich die Mittel der Hofschmeichler, ihn bei einem Fürsten, der alle gute Eigenschaften haßte, weil er selbst keine besaß, als gefährlich abzumalen.

In diesen unglücklichen Zeiten gingen in Mösien, Dacien, Deutschlant, und Pannonien ganze Legionen, theils durch Nachlässigkeit, theils durch Verwegenheit der Anführer, verlohren. Das bisherige Glück der römischen Waffen wendete sich so schnell um, daß man nicht einmal mehr die Gränzen gegen die feindlichen Einfälle behaupten konnte. Ein Unfall folgte auf den andern und das ganze Jahr war durch unglückliche Begebenheiten für Rom merkwürdig. Das Volk, bei welchem das Andenken der großen und herrlichen Thaten des Agricola noch nicht verloschen war, verlangte einmüthig, Domitian sollte ihn als Anführer der Legionen in diese gefährlichen Gegenden abschicken. Man glaubte, daß er allein im Stande wäre, durch seine ungemeine Kriegserfahrung die Fehler derjenigen wieder verbessern zu können, die sie aus Furcht, und Mangel der Entschlossenheit

heit und Klugheit begangen hatten. Viele der ausgesuchtesten Bösewichter wußten wohl, daß der Kaiser alle verdienstvolle Männer haßte und sich im Herzen vor ihnen fürchtete, und sie sahen dieses als die bequemste Gelegenheit an, wo sie ihn so weit bringen konnten, daß er den Agricola aus dem Wege räumen ließe. Doch diese Absicht erreichten sie nicht.

Es zeigte sich aber bald wieder ein anderer Umstand, wo die Größe des Agricola den Domitian beunruhigte. Es traf ihn jetzt die Ordnung, daß er zum Proconsul in Asien oder Africa ernannt werden sollte, es war um so nöthiger, daß ein Mann von Einsicht und Entschlossenheit dahin abgeschickt würde, weil der Zustand dieser Provinzen nicht der beste war. Die Gesellschafter des Domitians merkten gar bald, daß er es nicht gern sehen würde, wenn Agricola ein Proconsulat übernähme, weil er sich in jeder Bedienung neue Ehre erwerben würde. Um sich nun Domitian gefällig zu erweisen, gingen einige zu dem Agricola und forschten ihn aus, ob er Lust hätte, das Proconsulat anzunehmen. Anfänglich rühmten sie seine ruhige Lebensart und erhoben den Vorzug, den ein sicheres Privatleben vor einer gefährlichen

mühsamen Würde hätte. Wie sie aber merkten, daß dieses keinen Eindruck auf ihn machte, so gaben sie ihre Absichten deutlicher zu erkennen, und erboten sich, ihr ganzes Ansehen bei dem Kaiser anzuwenden, damit er es zufrieden wäre, wenn er die Uebernehmung des Proconsulats ausschlüge. Auch hierdurch richteten sie noch nichts aus, sie fingen also an, ihm zu rathen, diese Würde auszuschlagen und ziemlich deutliche Drohungen mit unter zu mischen. Als Agricola auch diese Art sah, daß man ihn von der Uebernahme des Proconsulats abhalten wollte, so gab er endlich, wiewohl ungern, nach. Diese Bösewichter trieben es noch weiter. Sie führten ihn beinahe mit Gewalt zum Kaiser, um dieser Würde zu entsagen. Domitian, der von allem schon Nachricht hatte, wußte, daß er als ein Bittender vor ihm erscheinen würde. Der ganze Auftritt war also schon vorbereitet. Er stellte sich, als wenn er von der Sache nichts wüste, hörte seine Entschuldigung und Bitte an, als wenn sie keineswegs auf seinen ausdrücklichen Befehl geschähen, und willigte endlich in das Ansuchen des Agricola. Durch dieses kluge Nachgeben wurden die Gesinnungen des Kaisers gegen ihn noch nicht günstiger. Bei dem allen aber blieb er ein wahrhaftig tapfrer

und großmüthiger Mann und ertrug alles mit Geduld und Gelassenheit. So vergingen die letzten Jahre des Agricola, bis er in eine Krankheit verfiel, welche nach dem öffentlichen Gerüchte durch Gift verursachet worden war. Er starb im 56sten Jahre seines Alters, und ward von Römern so wohl als von fremden Völkern, denen er bekannt war, sehr lange bedauert. Selbst Domitian bezeugte sich äußerlich sehr betrübt über seinen Tod, so viel Freude er auch darüber heimlich empfand. Das meiste Vergnügen gewährte dem Tyrannen die Nachricht, daß Agricola ihn zu seinem Erben mit eingesetzt habe, ohne zu überlegen, daß unter einem Tyrannen ein gütiger Mann und Vater seiner hinterlassenen Frau und Tochter einen Theil seines Vermögens zu entziehen gleichsam gezwungen war. Und so wollte dann die Vorsehung, daß die Römer auch selbst unter einem Domitian ein Muster hatten, nach welchem sie sich mitten unter den größten Lastern bilden konnten.

VI.

Der heilige Ansgarius.

Unter den merkwürdigen Männern des neunten Jahrhunderts, zeichnet sich **Ansgarius** durch sein Genie, seine ausgebreitete Gelehrsamkeit, Uneigennützigkeit, Diensteifer, edle Denkungsart, kurz, durch eine wahre Seelengröße, vorzüglich aus. Dieser große Mann und erster Erzbischof zu Hamburg ward in Frankreich den 8ten September 801 gebohren, und stammte aus einem edlen Geschlechte ab. Schon in seiner zarten Kindheit ließ er Züge eines guten Herzens und großen Verstandes sichtbar werden. Dies veranlaßte seine Eltern, ihn dem Studiren und dem geistlichen Stande zu widmen. Zu dem Ende wurde er sehr früh der Aufsicht geschickter Lehrer anvertrauet. Bey heran-

anwachsenden Jahren kam er in das Benediktiner-Kloster zu Corvey, wo er sich in der dasigen Klosterschule zu dem Stande, welchem er sich gewidmet hatte, ferner ausbildete. Hier machte er schnelle Fortschritte auf seiner neuen Laufbahn, und übertraf im Kurzen alle seine Ordensbrüder an Einsicht, Wissenschaften und Frömmigkeit. Sein vortreffliches sanguinisch-cholerisches Temperament, durch eine gute Erziehung noch mehr veredelt, kam ihm dabey sehr gut zu statten, und bildete ihn zu einem Epochenmachenden Helden der christlichen Kirche. Der Glanz seiner hervorstechenden Talente, seines tief durchdringenden und alles umfassenden Verstandes, seines Eifers, Muths und Entschlossenheit, konnte in jenen finstern Zeiten, wo wahre Gelehrsamkeit eine seltene Erscheinung war, nicht lange verborgen bleiben. Der Ruf davon breitete sich bald in den christlichen Staaten aus, und drang bis zu dem Throne der Fürsten. **Ansgarius** wurde nun geschätzt, bewundert und gesucht. Kaiser **Ludwig der Fromme** war der erste, der den großen Verdiensten unsers Helden Gerechtigkeit wiederfahren ließ. Dieser Monarch und Sohn Carls des großen, wurde der eifrigste Beförderer unsers **Ansgarius.** Er zog denselben aus der Dunkelheit des

Klo-

Klosterlebens hervor, machte ihn zum Apostel der nordischen Völker, und empfahl ihn dem Oleus, König von Schweden, so nachdrücklich, daß dieser sich entschloß, den Ansgarius in seine Staaten kommen zu lassen, und ihn zur Bekehrung seiner heidnischen Unterthanen zu gebrauchen. Dieser fromme Mönch mit allen Eigenschaften eines Heidenbekehrers ausgerüstet, und von den Großen der Erde unterstützt, trat nun sein Apostelamt an. Er reisete im Frühjahre 829 von Corvey ab, und gelangte im Sommer glücklich in Schweden an. Der Erfolg seiner Mission entsprach vollkommen seinem Eifer und dem Erwarten seiner erhabenen Beschützer. Seine Predigten, die er an die heidnischen Völker jener nordischen Reiche hielt, waren gefühlvoll und hinreißend. Diesem Redner von göttlichem Eifer entflammt, konnte nichts widerstehen. Ein jeder, der ihn hörte, wurde gerührt und von der Stärke seiner Beweisgründe dergestalt überzeugt, daß er mit Freuden die christliche Religion annahm. Seine Reden waren nicht in Menschenton abgefaßt; keine seichte Moral, kein Schulwitz, täuschten das Herz seiner Zuhörer. In einer kunstlosen, männlichen Beredtsamkeit malte er ihnen die Vortrefflichkeit der christlichen Religion so lebhaft ab, und bewies sie ihnen

nen durch sein eigenes exemplarisches Leben so nachdrucksvoll, daß es nicht mehr von ihrer Wahl abhing, sich für oder wider die christliche Religion zu erklären. O göttliche Beredtsamkeit, wie groß und hinreißend ist deine Stärke. Auch **Ansgarius** kannte ihren ganzen Werth; er und seine Mitbekehrer machten Gebrauch davon, und viele tausende unter den Einwohnern des Nordens wurden bekehrt. Bey der Ausführung dieses wichtigen Unternehmens, welches das wahre Wohl vieler Tausenden zum Gegenstande hatte, blieb unser nordische Held immer sich selbst gleich, immer in sich selbst eingekehrt und in der demüthigsten Stellung. Erschrieb sich selbst von allem diesem nichts, nichts seinen Kanzelgaben, nichts seinen Talenten, sondern Gott lediglich alles zu. Seltenes Beispiel! seltene Demuth! aber auch seltene Belohnung! **Ansgarius** kehrte, begleitet von den Segenswünschen der bekehrten Völker, von allen geliebt, von den Souverainen geschätzt, in sich selbst durch Erfüllung seiner Pflicht beruhigt, vergnügt und freudig nach Corvey zurück, ging hierauf, 831, nach Aachen, legte bey seinem großen Beförderer, Ludwig dem Frommen, Rechenschaft von seiner nordischen Gesandschaft ab; wurde von diesem guten Kaiser mit ausnehmender Achtung empfan-

pfangen, für seinen Eifer nicht nur mit dem Kloster Turholt beschenkt, sondern auch zum Vorsteher des neuen Klosters zu Neu-Corvey ernannt. So findet Rechtschaffenheit des Herzens, Treue, Tugend und Frömmigkeit, nicht nur in sich selbst Belohnung, sondern wird auch endlich erkannt, geschätzt und vergolten!

Ansgarius blieb als Vorsteher des Klosters zu Korvey, nicht lange auf seinem Posten. Der Würkungskreis war zu eingeschränkt für einen so erhabenen und allgemeinen thätigen Geist. Kaiser Ludwig war nunmehr ernstlich darauf bedacht, den Plan seines großen Vaters auszuführen, und in **Hamburg** einen erzbischöflichen Sitz zu errichten. Zur Ausführung einer so wichtigen Sache, wovon zum Theil das Wohl der nordischen Völker abhing, wurde ein Mann von großer Geistesstärke, von wahrer Gelehrsamkeit, von brennendem Diensteifer, von Muth, Entschlossenheit und Frömmigkeit erfordert. Alle diese seltnen und großen Eigenschaften fanden sich in der einzigen Person des demüthigen Abts zu Korvey vereiniget. Die Wahl mußte also nothwendig auf Ansgarius fallen. Jedermann, auch selbst der römische Stuhl, war mit dieser Wahl zufrieden. Der

Pabst **Gregorius der vierte** war aus politischen Absichten um desto bereitwilliger, ihn in dieser Würde zu bestätigen, weil er ihn zu Rom persönlich kennen und seine Talente schätzen gelernt hatte. **Ansgarius** wurde also einstimmig zum Erzbischof von Hamburg ernennet, und 834 feierlich eingeweihet. Die Einweihung wurde mit grossem Pompe von Drogo, dem Erzbischofe von Metz und Bruder des Kaisers, im Beiseyn der Erzbischöfe zu Mainz, Rheims und Trier, verrichtet.

Ansgarius würksamer Geist zeigte sich in dem zwiefachen erhabenen Posten eines Hamburgischen Erzbischofes und nordischen Apostels, in seiner ganzen Thätigkeit. Er schickte nicht nur Missionarien in großer Anzahl, und unter denselben **Ebbo** und **Gautbert** namentlich, aus, um die Heiden in Dänemark, Norwegen, Schweden und den umliegenden Gegenden zum christlichen Glauben zu bringen, sondern machte auch in seinem erzbischöflichen Sitze zu Hamburg selbst solche vortreffliche Anstalten, die seiner Denkungsart Ehre und sein Andenken bey der Nachwelt unvergeßlich machen. Seiner mehr als väterlichen Sorgfalt hat Hamburg die Dom- und St. Peterskirche, das Kloster, eine schöne Bibliothek und die

vor-

vortrefflichen Schulanstalten zu verdanken. Er ordnete alles, auch selbst die Lehrarten. Seine Pädagogik hatte er zwar noch nicht in den deutschen Philantropinen erlernet, sondern in der Klosterschule zu Corvey von einem ehrwürdigen Mönche, Namens **Radbertus**. Nichts destoweniger war sie für jene Zeiten brauchbar, und bildete die vortrefflichsten Köpfe, die dem Staate ersprießliche Dienste leisteten.

Mitten auf der Laufbahn seiner menschenfreundlichen Anstalten, wurde **Ansgarius** plötzlich unterbrochen. Finsterniß streitet gegen das Licht, und Vorurtheile empören sich immer gern gegen den hellen Strahl der Wahrheit. So wars ehedem, und so ist es noch heutiges Tages. Dumme barbarische Völker, mit Finsterniß umhüllt, und von Leidenschaften geleitet, konnten das Licht, welches sie in der Nähe blendete, nicht ertragen. Vom blindem Eifer entzündet und von Rache entflammt, kamen sie 845 vor Hamburg; berennten die Stadt, eroberten sie und opferten alles ihrer Wuth auf.

Ansgarius, der nicht gewohnt war, mit dem Schwerdte drein zu schlagen, sahe auf einmal seine besten Entwürfe zum Wohl des menschlichen Geschlechts vereitelt, und sich selbst genöthiget, zu entfliehn,

fliehen, um wenigstens sein Leben zu retten. Er suchte auf seiner Flucht Schutz bey dem Bischofe **Leuderich** in Bremen; allein dieser geistliche Tyrann schlug ihm denselben ab. Er mußte so lange auf gut Glück herum irren, bis er endlich nach **Ramsloh** kam, wo ihn eine tugendhafte und fromme adeliche Dame, Namens **Ikia**, mit vieler Freundschaft auf- und annahm. Hier blieb er so lange, bis ihm **Ludwig der jüngere** seinen Schutz angedeihen ließ. Vom innigsten Danke gegen seine große Wohlthäterinn, die ihn auf seiner Pilgrimschaft so großmüthig aufnahm, angetrieben, stiftete er in der Folge ein Kloster zu **Ramsloh**, zum ewigen Denkmale der daselbst genossenen Gastfreundschaft.

Nach dieser harten Probe des Glaubens und Vertrauens auf Gott, kehrte **Ansgarius** nach seinem erzbischöflichen Sitze zu Hamburg zurück, und fuhr in seinem löblichen Eifer, alles um sich her glücklich zu machen, muthig fort. Hamburg war hierbey sein erstes Augenmerk, und er brachte es durch sein unablässiges Bemühen so weit, daß diese Stadt in kurzer Zeit viel größer, und verschönert, wieder aufgebauet werden konnte. Keine edle That bleibt unbelohnt. **Ansgarius**

ist

ist ein deutlicher Beweis davon. Er opferte sich ganz für das Wohl seiner Mitmenschen auf, und suchte darin sein einziges Vergnügen und seine Beruhigung. Nur auf das allgemeine Wohl der Menschen ging sein einziges Bestreben, und nicht nach höhern Ehrenstufen. Gleichwohl wurde er mit Ehre und Ruhm überhäuft, und erhielt beides als eine Belohnung seiner Frömmigkeit. Pabst Nicolaus, vertrauete seiner Inspection im Jahre 858 die Kirche zu Bremen an, und vereinigte sie mit der von Hamburg. Beide Erzbisthümer hat er noch 7 Jahre mit aller nur möglichen Treue und großem Ruhme verwaltet. Endlich nahete der große Tag der Erndte für unsern redlichen Prälaten heran. Er fühlte den herannahenden Tod. Er, der sich schon längst durch würdige Thaten auf die Ewigkeit zubereitet hatte, ging demselben getrost, als Philosoph, Menschenfreund und Christ entgegen. Die großen Zurüstungen der Trennung schreckten ihn nicht. Mit getrostem Herzen und freudigem Muthe verließ er eine Wohnung und eine Welt, die er nur zu seiner Vervollkommnung als Pilgrimm benutzen sollte, und starb den 3ten Februar, 865, zu Bremen als ein wahrer Christ und würdiges Vorbild seiner ihm anvertrauten Heerden. Noch nie ist der Verlust

lust eines Oberhirten so allgemein bedauert worden, als der seinige. Der ganze Norden beweinte den Verlust ihres großen Apostels, und Hamburg und Bremen verehren noch heutiges Tages die Asche ihres so sehr geliebten Bischofs. Auf sein Monument in Bremen konnte man mit weit mehrerem Grunde, als bisher bey so vielen Unwürdigen geschehen ist, die Worte setzen: **Ihr Winde wehet sanft, die heilige Asche ruht!**

Wir haben bisher unsern Helden, der wegen seiner großen Anstalten zur Beglückung ganzer Nationen, mit weit mehrerm Rechte den Namen: **groß** verdient, als jene Erobrer, die auf den Ruinen ganzer Völkerschaften ihre Trophäen aufsteckten, nur bloß auf der einen, und zwar auf der vortheilhaftesten Seite betrachtet. Soll ich unpartheiisch und ein treuer Biograph seines Lebens seyn: so muß ich ihn auch meinen Lesern auf derjenigen Seite darstellen, wo menschliche Schwachheiten und Unvollkommenheiten an grossen Männern uns wegen der unsrigen trösten können. **Ansgarius** bleibt groß und verehrungswürdig, wenn wir ihn auch nicht immer in seiner wahren Größe erblicken.

Wer

Wer billig denken, und sich in jene finstern Zeiten, versetzen will, wird unsern **Ansgarius** auch wegen seiner Schwachheiten Gerechtigkeit wiederfahren lassen; und hierunter rechne ich unter andern seine allzustrenge Lebensordnung, vermöge welcher er sich in grobes Tuch gekleidet, und das Brodt und Wasser zur Nahrung täglich abgewogen hat; die übertriebene Verehrung der Reliquien, vermöge welcher er den Kopf des heiligen Sixti beständig bey sich trug, und endlich die allzugroße Anhänglichkeit an den römischen Stuhl. Sein Fanaticismus, als die Frucht einer erhitzten Einbildungskraft, ist ihm nun so viel leichter zu vergeben, da ohne denselben nie eine so große Geistesanstrengung, nie eine Heidenbekehrung mit so großer Lebensgefahr würde statt gefunden haben.

Die römische Kirche mag immerhin den **Ansgarius** als einen Heiligen vom ersten Range verehren; er verdient es auch als wirklich großer Geist. Und hierinnen sind die Hamburger und nordischen Völker einstimmig. Jene haben, um das Andenken dieses wahrhaft großen Mannes zu erhalten, sein Bild in Stein gehauen, in ihrer Domkirche aufstellen lassen: ein Kirchensiegel, eine Kapelle, ein Thor, eine Brücke, einen Markt

und eine Straße nach seinem Namen genennet; und Viele unter den letztern führen noch heutiges Tages dem Ansgarius zu Ehren, die Namen **Ansger** und **Anker**. Seine hinterlassenen Schriften sind noch redende Denkmale seines thätigen Geistes und seiner wahren Frömmigkeit. Sie sind theils historischen, theils ascetischen Inhalts. Folgende davon sind uns bekannt geworden: Libellus Psalmorum; das Leben und die Wunderthaten des heiligen Willehads; ein Missal; und verschiedene Briefe, die aber meistens verlohren gegangen sind.

Ich schließe das Leben des **Ansgarius** mit der schönen Schilderung, welche der gelehrte Herr Professor Schütz in seiner Geschichte von Hamburg von diesem großen Manne macht. "Ein Mann, sagt derselbe, Seite 144, des 1sten Theis 3tes Stück, der gefällig ohne Eitelkeit, dienstfertig ohne Prahlerey, und in widrigen Zufällen standhaft ohne Verwegenheit, allen Bequemlichkeiten des menschlichen Lebens gern entsagt hat, wenn es die Ausbreitung der christlichen Religion, in welche Gedanken seine ganze Seele eingehüllet war, zu erfordern schien; ein solcher Mann verdient um desto mehr die Hochachtung der Nach-

kommenschaft, je weniger er in seinem Leben nach dem Lobe der Welt gestrebet, und je mehr er den Glanz seiner übrigen Tugenden durch eine ausnehmende Bescheidenheit erhöhet hat."

VII.

Johann Jacob Barthelemy.

(Aus dem Französischen des St. Croix.)

Johann Jacob Barthelemy ward den 20sten Januar 1716 zu Caßis nahe bei Aubagne in der ehemaligen Viguerie von Aix gebohren. Im vierten Jahre seines Lebens verlor er seine Mutter, Magdaleine Rastil. Sein Vater Joseph Barthelemy erzog ihn und übte früh seine Empfindsamkeit. "Täglich, schrieb er selbst, führte mich mein trostloser Vater an seiner Hand nach einem einsamen Orte; er ließ mich neben sich niedersetzen, zerfloß in Thränen und forderte mich auf, die

die zärtlichste der Mütter zu beweinen. Ich weinte mit ihm und erleichterte seinen Schmerz. Diese rührenden, eine lange Zeit hindurch wiederholten Scenen, machten einen tiefen Eindruck auf mein Herz." — Nichts schwächte diesen Eindruck und noch in den letzten Zeiten seines Lebens sprach er eben so darüber.

Die ersten Eindrücke der Seele erlöschen niemals, sie allein bereiten und sichern den Erfolg der Erziehung. Die Erziehung dieses gefühlvollen Kindes gelang ohne Mühe, und entsprach bald den Hoffnungen, die man gefaßt hatte. Er kam auf das Collegium de l'Oratoire in Marseille, und machte dort unter der Aufsicht des geschickten Lehrers, Peter Raynaud, der hernach durch seine Beredtsamkeit auf den Kanzeln der Hauptstadt berühmt wurde, schnelle Fortschritte. Er verließ es, um seinen philosophischen und theologischen Cursus zu machen, während dessen er sich sehr ernsthaft auf das Studium des Griechischen und der orientalischen Sprachen legte. Er ging aus dem Seminarium, wie er versicherte, von den Wahrheiten der Religion durchdrungen, aber ohne in sich einigen Beruf zum geistlichen Stande zu fühlen. Der junge Barthelemy hatte eine aus-

schließ-

schließliche Neigung zum Studiren und einen bestimmten Geschmack für die Wissenschaften. Er konnte also nicht länger in der Provinz bleiben, wo es an Mitteln fehlte und wohl Hindernisse aber keine Aufmunterungen gab! wo die Ideen sich verengen und kleine Gegenstände unverhältnißmäßig groß erscheinen. Seine Blicke kehrten sich nach Paris. Er kam daselbst im Jahre 1744 an und hatte das Glück, in dem gelehrten Boze einen sichern Führer und eifrigen Freund zu finden, bey welchem er sich einen Theil seiner mismatischen Kenntniß erwarb.

Diese verschafften ihm im Jahre 1747. eine Stelle bei der Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften, und nach dem Tode seines Freundes, im Jahre 1753, die Aufsicht über das Medailliencabinet. Ludwig der funfzehnte beeiferte sich selbst, ihn zu dieser letzten Stelle zu ernennen, ehe noch d'Argenson ihn in Vorschlag brachte. Dieser Minister verstand sich auf Gelehrte, und sein Beifall, den man nicht so leicht erhielt, galt wohl eben so viel, als der Beifall des Monarchen.

Von der Zeit an ward die Vermehrung dieser köstlichen Sammlung ein Gegenstand der Sorgfalt

falt des thätigen Barthelemy's. Es gelang ihm auch damit in einem so hohen Grade, daß die Anzahl der antiken Medaillen, durch die Herbeischaffung von mehr als zwanzigtausend, die auf sein dringendes Ansuchen bei den Ministern Ludwigs des funfzehnten und sechszehnten aus verschiednen Cabinetten gezogen wurden, verdoppelt ward. Einige seltene Medaillen verdankt man seinen besondern Nachforschungen auf einer Reise in Italien im Jahre 1755. Dort vervollkommnete er seinen Geschmack für das Studium der Alterthümer, zeigte sich seines heranwachsenden Ruhmes würdig und erwarb sich die Achtung der berühmtesten Männer jener Zeit. Die gelehrten Alterthumsforscher Venuti, Paciaudi, Gori, Passeri und Olivierie, der einsichtsvolle Chronologist, Edward Corsini, die geschickten Mathematiker Boscowich, Jacques und le Sueur; der in der syrischen Litteratur bewanderte Aufseher der vatikanischen Bibliothek, Assemanni; die Cardinäle Albani, Paßionei und Spinelli, die den römischen Purpur mit ihren Kenntnissen ehrten, endlich jener Mazocchi, dessen Frömmigkeit, Bescheidenheit und Gelehrsamkeit unser Reisender so hoch verehrte, waren diejenigen, die er am meisten sah und von denen er der ehrenvollsten Aufnahme genoß.

Ach=

Achtung und Ruf sind indessen nicht hinlänglich, uns glücklich zu machen; nur in den Armen der Freundschaft muß man die Sicherheit des Glücks suchen. Barthelemy fand das seinige in der Bekanntschaft mit der Gräfinn von Stainville, nachmahligen Herzoginn von Choiseul und ihrem Gemahle, dem damaligen französischen Gesandten in Rom. Vierzig Jahre einer Verbindung, die so rein wie die Tugend selbst war, haben den Eindruck, den damals die seltnen und rührenden Tugenden dieser ehrwürdigen Freundinn auf ihn machten, nicht erlöschen oder auch nur schwächen können! Einige Monate vor seinem Tode entwarf er noch dieses Bild von ihr: "Die Frau Gräfinn von Stainville genoß, als sie kaum achtzehn Jahr alt war, die tiefe Verehrung, die man gemeiniglich nur einer langgeübten Tugend zugesteht. Alles an Ihr flößte Interesse ein; ihr Alter, ihr Gesicht, die Schwäche ihrer Gesundheit, die Lebhaftigkeit, die ihre Worte und Handlungen beseelten, das Verlangen zu gefallen, das ihr so leicht zu befriedigen wurde, und dessen Gelingen sie einen Gemahl verdankte, der ein würdiger Gegenstand ihrer Zärtlichkeit und Verehrung war; ein hoher Grad von Empfindsamkeit, der sie in anderer Glücke und Unglücke glücklich oder unglücklich mach-

machte; endlich eine Reinheit der Seele, die ihr das Böse nicht zu ahnen erlaubte. u. s. w.

Niemand vergaß in der Zeit des Glücks seine Freunde weniger, als der Herzog von Choiseul; auch behielt nie jemand mehr Freunde in seiner Verbannung. Dieses würde jedoch als eine seltne Erscheinung in der Geschichte des menschlichen Herzens anzusehen seyn, wenn es nicht mit Umständen in Verknüpfung stände, deren Herzählung man uns hier wohl erlassen wird. Als dieser berühmte Mann ins Ministerium gerufen wurde, und eben eines großen Vertrauens genoß, kam er dem getreuen Barthelemy entgegen und überhäufte ihn mit Wohlthaten, ohne jemals, wie dieser gern zu wiederholen pflegte, ein Gesuch darum zu erwarten, er erhielt für ihn im Jahre 1765 Pensionen aus der Benefiz- und Journalcasse, die große Schatzmeisterstelle bei der Kirche St. Martin zu Tours, die eine reine Einnahme von 7000 Livres gewährte und endlich im Jahre 1768 ernannte er ihn zum Generalsecretair bei den Schweizer-Truppen. Diese Stelle, die der Herzog von Maine für den Gelehrten, Malezieu, errichtet hatte, brachte 20000 Livres Renten ein.

Ein

Ein solcher Glücksstand verblendete ihn aber nicht: er beeiferte sich nur, ihn mit andern Gelehrten, die er liebte und deren Bedürfnisse ihm bekannt waren, zu theilen. Etlichemale schlug er Anerbietungen aus, damit man sie andern gäbe; und öfterer noch entblößte er sich selbst zum Vortheile anderer. Der dritte Theil seiner Einkünfte wurde auf diese Weise aufgeopfert, oder vielmehr, indem dieser in andere Hände überging, hörte er nicht auf, für ihn ein Gegenstand des Genusses zu seyn. Er war indes noch reich genug und konnte sich alle Vergnügungen des Lebens verschaffen. Seine Mäßigkeit aber sicherte ihn davor; er erlaubte sich bloß zu sagen: ich würde mir einen Wagen angeschafft haben, wenn mich nicht die Furcht erröthen zu müssen, davon abgehalten hätte, wenn mir auf dem Wege Gelehrte zu Fuße begegnet wären, die mehr werth sind, als ich. Einige unter ihnen indeß, die zu ehrsüchtig waren, um nicht eifersüchtig zu seyn, verschonten darum den bescheidenen Barthelemy nicht, der ihren Stichen und Ränken aber nur den guten Gebrauch seines Glückes entgegen stellte. Er erzog drei seiner Neffen, unterstützte den übrigen Theil seiner zahlreichen Familie und kam den Unglücklichen zu Hülfe, besonders wenn sie ihm einen

nen entschiednen Geschmack für die Wissenschaften zu haben schienen. Dies war in seinen Augen eine wichtige Empfehlung; selbst Fremde empfanden die Wirkungen davon. Aber die Wohlthätigkeit und die Großmuth haben ihre Geheimnisse, in welche die Freundschaft eingeweiht seyn kann, ohne das Recht zu haben, sie zu entschleiern. Wir gehen daher zu seinen besondern Arbeiten über und sehen, was die Litteratur seinem Fleiße zu verdanken hat.

Vor seiner Reise nach Italien hatte er in der Akademie der schönen Wissenschaften acht Memoiren vorgelesen. Der Gegenstand des ersten ist unwichtig; aber die andern verdienen die ganze Aufmerksamkeit der Gelehrten.

Man bewundert seinen Scharfsinn in der Erklärung einer alten Innschrift, die auf sechshundert Jahre vor Christi Geburt zurück geht. Es ist eine Liste von Priesterinnen des Tempels des Apollo Amycleos, in Boustrophedon *) geschrieben, von welcher die Autoren der neuen Diplomatik, ungeachtet aller Bemühungen, nichts ver-

M stan-

*) Das heißt die Zeilen gehen abwechselnd, von der rechten zur linken und von der linken zur rechten Hand.

standen hatten. Sein Versuch in der numismatischen Paläographie eröffnet eine neue Bahn, welche die Alterthumsforscher bis dahin vernachlässigt hatten. Seine Betrachtungen über das Alphabet von Palmyra führten ihn auf die Entdeckung, die Elemente desselben zu bestimmen, und er bewies, daß die Inschrift mit palmyrischen Buchstaben, deren Wood in seinen Ruinen von Palmyra dreyzehn zählt, in syrischer Sprache abgefaßt sind. Das Memoire, welches diese Beobachtungen enthält, ist ein wahres Meisterstück der Untersuchung; niemahls ward wohl mehr Kritik, Wissenschaft, Scharfsinn und selbst Annehmlichkeit angewendet, um eine so mühvolle und ihrer Natur nach uninteressante Materie zu behandeln.

Bei seiner Zurückkunft nach Frankreich legte unser gelehrter Akademiker seiner Gesellschaft Rechenschaft von seinen Bemerkungen ab, deren einige den Beobachtern bis dahin entgangen waren. Man hatte den Inhalt des schönen palestrinischen Mosaiks nicht entziffern können; Barthelemy erkannte darinn die Reise des Kaisers Hadrians nach Aegypten; eine glückliche Deutung, die er mit eben so vieler Bescheidenheit als Gelehrsamkeit darlegte. Aufgemuntert durch das Lob, welches

ihm

ihm seine Arbeit über das palmyrische Alphabet erworben hatte, hoffte er, daß es ihm auch mit dem weit wichtigern phönicischen gelingen sollte. Vermittelst Inschriften und Medaillien bestimmte er die Geltung der meisten Buchstaben. Doctor Swinton zu Oxford behauptete, einige Bemerkungen zuerst gemacht zu haben; dieses erzeugte einen litterärischen Streit, dem man vielleicht zu viel Ausdehnung gab. Der gelehrte Engländer trug aber wahrlich nicht den Preis der Höflichkeit und Mäßigung davon. Ueberdem wußte sein Gegner den Streit, der bei ihm vortreffliche Ideen über die Verwandtschaft der ägyptischen, phönicischen und griechischen Sprachen erzeugte, zum Vortheile für die Wissenschaften zu lenken. Der berühmte Alterthumsforscher Pellerin machte auch Anspruch auf den aus parthischen Madaillen gezognen Beweis, für die bis dahin noch unerwiesene Meinung Frerets, die Arsacidische Zeitrechnung betreffend. *) Bei dieser Gelegenheit schwieg die Eigenliebe bald auf beiden Seiten, die Freundschaft versagte ihr das Ohr.

Wir wollen uns nicht auf die nähere Beschreibung der übrigen Denkschriften und Abhand-

*) Auf den 24sten October 311 J. vor Chr. Geburt festgesetzt.

lungen einlassen, welche er während eines fünf und zwanzigjährigen Fleißes in den Sitzungen der Akademie vorlas. Es sind deren siebenzehn; alle bieten schätzbare Untersuchungen, nützliche Aussichten, einige auch glückliche Entdeckungen dar. Man findet darinnen weder Markschreierei noch müssige Untersuchungen. Nirgend beleidigen ungestüme Behauptungen den Leser: im Gegentheil sind die wahrscheinlichsten Meinungen oft nur in der Gestalt der Zweifel vorgetragen. Ueberall bemerkt man eine bewundernswürdige Wahl in den Beweisen und eine seltne Genauigkeit in den Citationen. Eine urtheilsvolle Kritik ist darin beständig mit dem Verdienste der guten Schreibart vereinigt. Und wenn die Kunst der Zusammenstellung einen wesentlichen Theil der Logik ausmacht, wie ein neuerer Philosoph (Dalembert) gezeigt hat, so kann man darinnen wahrlich nirgend bessere Muster finden, als in den Denkschriften, von welchen wir sprechen.

Mitten unter den ernsthaften Studien verschaffte sich der arbeitsame Barthelemy eine Erholung, in der Composition eines Romans in griechischer Manier, den er für eine Uebersetzung aus dem Griechischen ausgab. Er legte den Schau-

plaß

platz in die Zeit des Theseus, und die verschiednen Thaten dieses Helden bilden oft den Knoten und die Auflösung in den Begebenheiten der **Carite** und **Polydore**. Wenn auch, wie in allen Werken dieser Art, die Zwischenbetrachtungen die Erzählung ein wenig verwirren so sind sie hier doch wenigstens mit großer Kunst herbeigeführt. Das Interesse wird besonders in dem vierten und letzten Buche sehr lebhaft. Es war nicht möglich, besser zu endigen und die Leidenschaft ist darin mit großer Wärme und Wahrheit ausgedrückt. Dieser kleine Roman athmet mit dem gesunden Geschmacke des Alterthums und zeigt, daß der Autor ihn vollkommen besaß. Uebrigens ist er mit einer glänzenden Einfalt geschrieben, voll Reiz und Zierlichkeit. Es würde nicht schwer seyn, darinn die Feder zu erkennen, die uns die Reisen des jungen Anacharsis erzählen sollte.

Wirklich dachte Barthelemy damals schon auf den Plan dieses wichtigen Werks; und bald darauf arbeitete er daran, ihn auf solche Weise auszuführen, daß er die denkenden Leser mit der Gelehrsamkeit wieder aussöhne, von welcher Philosophismen sie entfernt hatten. Dieser Plan sollte alles umfassen, Geschichte, Religion, Weltweis-

heit,

heit, Künste und griechische Gebräuche, vor der Regierung Alexanders des Großen. Mühsame Untersuchungen mußte er davon ausschließen, um einen Leser, der seit langer Zeit von Uebungen der Vernunft und des Gedächtnisses entwöhnt, und dem das Studiren, statt Genuß zu geben, eine Marter war, niemals zu ermüden. Diese traurige Wahrheit muß den Verfasser wegen der Form, die er wählte und über die ihn viele getadelt haben, rechtfertigen. Eine zu strenge Lehrform würde ihn von seinem Zwecke, im Unterrichten zu gefallen, entfernt haben. Hätte er übrigens auch wohl in dem Tone, in welchem seine Einleitung geschrieben ist, fortfahren können? Nichts destoweniger ziert dieser prächtige Vorsaal weder ein plumpes noch ein kleinliches Gebäude; er ist vielmehr der Eingang zu einem schönen Tempel, der dem Ruhme des von der Natur begünstigten und durch sein Genie ersten Volks des Alterthums errichtet wurde.

Freilich ist der Gedanke, den Anacharsis von den Scythen nach Griechenland kommen zu lassen, um sich zu unterrichten und mit den großen Männern dieses Landes sich zu unterreden, nicht neu; er findet sich in den Dialogen Lucians *) Aber die

*) Scyta seu hospes Anarchasis sive de gymnasiis.

die Zeichnung des französischen Werks ist weit umfassender, weit reicher und die Ausführung von einem weit überlegneren Geiste geführt.

Weit entfernt, jene Autoren nachzuahmen, an welchen unser Jahrhundert so reich ist, die es nicht der Mühe werth achten, sich erst zu unterrichten, ehe sie schreiben, wendete Barthelemy dreißig Jahre an, die Materialien zu seinem Werke zu sammeln. Mehr als zwanzig tausend Citationen waren die Grundlage, worauf er bauete. Sie sind mit der größten Genauigkeit jeder Seite beigefügt, entfernen jeden Gedanken an Dichtung, den die Gestalt des Werks erzeugen könnte, und geben ein leichtes Mittel zur Bewahrheitung an die Hand. Diese Citationen sind nicht, wie es wohl oft geschieht, aus Compilationen oder Inhaltsverzeichnissen, sondern bei einer überdachten Lesung griechischer und lateinischer Autoren zusammengetragen. Mehrere Artikel sind selbst vortreffliche Zergliederungen der Politik des Aristoteles, von welcher der Verfasser versichert, daß sie ihm ein Jahr Arbeit gekostet haben. Er besprach sich über den Sinn dunkler Stellen mit den größ; Kennern der alten Sprachen; er versammlete oft seine Freunde, um ihnen verschiedene Stücke vorzule;

zulesen; und befragte dann jeden besonders, seinem Fache gemäß, was er von solchen Stellen, die da hinein schlugen, dachte. Er trug die Schwierigkeiten und Zweifel mit Deutlichkeit und guter Art vor. In der Untersuchung ward er oft warm und fast jederzeit gingen Lichtstrahlen daraus hervor. Zuweilen schien er das Gegentheil von seiner eignen Meinung zu vertheidigen, bald um sich selbst besser zu unterrichten, bald um der Eigenliebe seines Gegners um so mehr zu schonen, der oft zu siegen glaubte, indem er seine Sache verlohr.

Obgleich seit zehn Jahren alle diese Berathschlagungen zu seinem Vortheile ausschlugen, und man sie gemeinhin damit beschlossen hatte, ihn zur öffentlichen Bekanntmachung dieser Frucht so langer Arbeit aufzufordern, so wollte er doch vorher den Geschmack des Publikums erforschen. Dem zufolge erlaubte er seinen Freunden, einige Fragmente seines Werks drucken zu lassen; das erste betraf die Musik, das andere die delischen Feste. Ungeachtet des Beifalls, den beide fanden, würde er sich, ohne den Tod des Herzogs von Choiseul noch nicht entschlossen haben, das Ganze ans Licht zu bringen. In dieser Crisis mußte aber sein Verstand durch eine starke Zerstreuung seinem

Her-

Herzen zu Hülfe kommen, und nichts war fähiger, diese wohlthätige Wirkung hervor zu bringen, als die Bekanntmachung der Reise des jungen Anarchasis. Ueberdem hatte der Autor sich den Trost bereitet, in der Person der Arsame seinen Wohlthäter wieder aufleben zu lassen, und in der Phedime die Gemahlinn desselben, die ihn unaufhörlich beweinte, ins Gedächtniß zurück zu rufen. Er gesteht, daß diese Namen sich oft in seine Erzählungen mischen wollten und endigt mit dem Wunsche, daß man nach seinem Tode auf den Stein, der seine Asche decken würde, diese Worte tief eingraben mögte: "Arsame und Phedime waren ihm hold„ (Il obtint les bontés d' Arsame et de Phedime.) Der Erkenntlichkeit sei es verziehen, eine solche Sprache dem scythischen Weisen in den Mund gelegt zu haben.

So bald Barthelemy den Entschluß gefaßt hatte, arbeitete er gleich an der Durchsicht des Manuscripts. Er wurde mehrere Lücken gewahr, die er nicht anstand, auszufüllen; und alle neue Artikel, als die von Pindar, Aristipp u. a. tragen wahrlich nicht die Spur von der Hand eines Siebenzigjährigen. Er machte nicht bloß Aenderungen und wesentliche Zusätze, er hatte auch den Muth, vieles wegzuschneiden; ein Opfer, das der

Ju=

Jugend so viel kostet und daß sich das Alter selten erlaubt. Seine eben so thätige, als aufgeklärte Eigenliebe, die ihn über Alter und Schwächlichkeit siegen ließ, flößte ihm unangenehme Besorgnisse ein. Kaum war der erste Band abgedruckt, als er ihn schon wieder unterdrücken wollte. Man mußte ihm die übrigen gewissermaßen entreißen; er schlief außer seinem Hause und verbarg sich bei seinen Freunden, um den Druckern die Abschrift nicht weiter zu liefern. Endlich ward nach drei Jahren der Druck beendigt, den ein anderer gewiß betrieben und in einigen Monaten hatte vollenden lassen. Er sagte seinen Freunden, daß ihm die ungünstige Aufnahme seiner armseligen Compilation (triste compilation) so nannte er sein Werk, unerträglich seyn würde, und er, um dieser Kränkung zu entgehn, sich im Innersten der Provinz verbergen wollte.

Der Beifall des Publikums machte den Besorgnissen seiner Eigenliebe, die durch die Umstände wohl mit Recht beunruhigt wurde, bald ein Ende. Die Gemüther waren gefangen genommen und wenig geneigt, Unterricht zu empfangen. Man wollte nur lesen um sich in seiner eignen Meinung zu bestärken. Es war der Augenblick,

da

da alle Leidenschaften in Verwirrung aus der Höhle der Zwietracht hervorgiengen, um die Oberfläche von Europa zu umwühlen, mit Blut zu tränken und Ruinen anzufüllen. Welchen Erfolg konnte man damals von einem Werke erwarten, welches großentheils in dem ruhigen Wohnsitze von Chanteloup bearbeitet, seit dreißig Jahren durchdacht und selbst ohne einen Gedanken an die französische Revolution beendigt worden war? Nichtsdestoweniger war der Erfolg ganz vollkommen, und übertraf weit die Erwartungen des Autors. Seine erste Sorge war, dem Pater Raynaud, der noch lebte, ein Exemplar des Werks zu bringen. Dieser ehrwürdige Greis schien nur noch auf Erden zu verweilen, um den ganzen Ruhm seines alten Schülers zu genießen, der selbst schon dem Ende seines Lebens entgegen ging.

Er lebte indeß noch lange genug, um drei Auflagen von den Reisen des jungen Anacharsis und die Uebersetzungen, die man sich beeiferte, in den vornehmsten Sprachen Europas davon zu machen, zu sehen. Alle sind voll von Lobeserhebungen über dieses Werk, man enthält sich hier, sie anzuführen, sie sind zu bekannt. Noch weniger wird man sie zu würdigen suchen; dieses Recht kömmt der

Nach-

Nachwelt zu, die sie durch ihr unwiderrufliches Urtheil bestätigen oder berichtigen wird.

Unter die Vorwürfe, welche diese strenge Nachwelt vielleicht der französischen Akademie machen mögte, wird derjenige, daß sie unsern Barthelemy nicht unter sich aufgenommen hätte, nicht zu zählen seyn. Sie ließ ihn heimlich ersuchen, sich darum zu bewerben; er wagte es nicht, sich dazu zu entschließen, als er eben erfuhr, daß die Akademie dem ungeachtet zu seiner Wahl geschritten sei. Da erfüllte er ohne Mühe die Präliminarien und wurde einstimmig an die Stelle des braven und geschickten Gramatikers Beauze gewählt. In der hergebrachten Rede lobte er ihn in einer reinen Sprache und in dem einfachen Tone der Tugend.

Ludwig der funfzehnte, der den Anacharsis auch gelesen hatte, trug seinem Minister Saint Priest auf, dem Autor desselben die Generaldirektion der herrlichen Bibliothek anzubieten, zu der er bereits seit beinahe vierzig Jahren als Aufseher des Medaillien-Cabinets gehörte. Nach verflossenen vier und zwanzig Stunden, die man ihm zum Ueberlegen zugestanden hatte, dankte er

aber

aber dem Könige und entschuldigte sich damit, daß er, an litterarische Arbeiten gewöhnt, sich nicht mehr mit all den kleinen Geschäften, die eine so große Anstalt erforderte, befassen könne.

Der weise Barthelemy war zu eifersüchtig auf sein Glück, um sich durch den Reitz großer Aemter verleiten zu lassen; und er wußte zu gut, daß das Alter, besonders für einen Gelehrten mehr, als jede andere Lebensepoche, die Zeit ist, in welcher die Studien die süßesten und unentbehrlichsten Genüsse gewähren. Im Geräusche seines Rufs ergriff er, alle Zerstreuungen, die ihm daher hätten kommen können, von sich entfernend, wieder seine alten Arbeiten. Eine alte griechische Inschrift, die er **Choiseuls Marmor** (marbre de Choiseul) nannte, zur Ehre des Eigenthümers, der französischer Gesandter bei der Pforte war, zog seine Aufmerksamkeit auf sich. Alles war bald daran entziffert und es zeigte sich dabey keine Schwierigkeit für die Augen eines, in diesem Fache der Gelehrsamkeit so geübten, Gelehrten, der seit dem Tode Seguiers *), des würdigen tugendhaften Schülers des berühmten Scipion Maffei, allein in Frankreich in ihrem Besitze zu seyn schien. Der Gegenstand dieser Inschrift ist im Grunde von

*) Der 1784 in Nimes erfolgte.

von keiner großen Erheblichkeit; aber die Bemerkungen, mit welchen der Herausgeber sie begleitet, sind voll gesunden Urtheils und seltnen Scharfsinns; diejenige, welche die Zeit der Einführung der doppelten Buchstaben auf den öffentlichen griechischen Monumenten *) betrifft, muß künftig in der lapidarischen Critik zur Regel dienen.

Ehe er diese Abhandlung über Choiseuls Marmor ans Licht brachte, hatte er zurückblickend, einen der ersten Gegenstände seiner Studien, die Erklärung einiger Medaillen mit samaritanischer Schrift von neuem untersucht. Weit entfernt, sie zu rechtfertigen, zog er vielmehr einige Irrthümer, die sie enthielt, hervor. "Die neue Medaille, sagte er, die ich vorzeige, beweist, daß ich mich geirrt habe. Und ohne etwas entscheiden zu wollen, mogte ich lieber Fragen aufwerfen, als sie auflösen; auch wage ich folgende Betrachtungen nur, um andere dadurch hervor zu rufen, die geschickter sind, über diese Materie einiges Licht zu verbreiten." **) Dies war die Sprache der Bescheiden-

*) Unter dem Athenischen Archonten Euclides, im zweiten Jahre der XCIVsten Olympiade $\frac{403}{404}$ vor Christi Geburt.

**) Lettre aux auteurs du journal des Savans du 20. Avril 1790.

scheidenheit, welche dieser, durch gründlichen Unterricht aufgeklärte Gelehrte nie aufgehört hat, zu führen. Er schrieb noch: "ich setze keinen großen Werth in meine Werke, überzeugt, daß ein anderer mit derselben Mühe und Beständigkeit viel weiter gekommen wäre."*) Das ist die wahre Philosophie des Wissens, sehr entgegengesetzt der jämmerlichen Eitelkeit vieler Alterthumsforscher, welche, indem sie sich den eitelsten Zusammenstellungen überlassen und sie mit kindischen Bemerkungen unterstützen, sich einbilden, dauerhafte Werke zu verfertigen, während dessen sie jenen müssigen Menschen ähnlich scheinen, welche mühsam beschäftigt sind, Spinnengewebe an den Flügeln einer Windmühle zu befestigen.

In den Sitzungen der Akademie der schönen Wissenschaften hat Barthelemy nie eine andere Sprache geführt, als jene, von der wir einige Züge angeführt haben. Er vergaß nicht, daß er sich im Schooße und in der Schule dieser Gesellschaft gebildet hatte, und daß er ihr seine litterarische Existenz verdankte. Indem er sie durch seine Arbeiten und Untersuchungen verherrlichte, glaubte er,

*) Lettre a parez' Bayer du 29 Aout 1780. ad calc. de numis Hebraeo-Samarit. p. 21.

er, sich einer Schuld zu entledigen und sein eignes Ansehen zu vermehren. Auf sie bezogen sich alle seine Studien, und ihr allein brachte sein Herz jeden Erfolg zum Opfer dar. Der Ruhm dieser Gesellschaft war sein vornehmster Gedanke, und das Glück ihrer Mitglieder der heißeste seiner Wünsche. Er war eben ihr Decan geworden, als sie mit einer nahen Auflösung gedrohet wurde. Sein Benehmen nnd seine Worte zeigten genugsam den lebhaften Schmerz, den er dabei empfand. In den lezten Sitzungen, zu welchen sich noch einige wenige seiner Mitbrüder einfanden, empfing man ihn mit Freude; man drängte sich traurig um ihn herum und bewog ihn, zu präsidiren; dann hörte man ihn mit der Achtung und Ehrerbietung, die das Alter und das Verdienst nicht immer erhalten. Vielleicht sind die Menschen in gemeinsamen Widerwärtigkeiten gerechter, oder für den Neid weniger empfänglich. Was man mit Angst vorhergesehen hatte, traf bald ein; die Akademien, die seit langer Zeit die widrigen Ideen von alten Corporationen darboten, wurden den 8ten August 1793. auf Heinrich Gregoir's Bericht durch ein Decret aufgehoben. Sie haben ohne Zweifel einen gesicherten Anspruch an der Erkenntlichkeit der Nachwelt; die Akademie der Inschriften und schönen

Wis-

Wissenschaften hat sie sich augenscheinlich erworben, indem sie die Fackel der Kritik in die Dunkelheiten der Geschichte getragen, und die Grundlagen des Geschmacks unter uns befestigt, da sie die letzten Funken wahrer Gelehrsamkeit gepflegt und in der beßten und größten litterarischen Sammlung, die bis jetzt in der Welt war, ein unschätzbares Vermächtniß gestiftet hat.

Wenn in einem Sturme die Bäume, die von einer alten Eiche beschattet wurden, ausgerissen und herum gestreut werden, bleibt diese einsam und fast entwurzelt stehen. Dies war das Schicksal Barthelemy's nach der Aufhebung der Akademie. Indeß wollte er noch widerstehen und sich durch neue Arbeiten ans Lesen fesseln. Was er ehedem über die numismatische Paleographie geschrieben hatte, war nur ein Versuch; er entschloß sich, ihn zu erweitern und daraus eine vollendete Abhandlung zu machen. Nichts war geschickter, ihn zu zerstreuen, als diese Uebung seines Scharfsinns. Es kam darauf an, die ältesten Medaillen zu klassificiren und die sich berührenden Epochen zu finden. Zu diesem Zwecke mußte man die zahlreichen Folgen der Medaillen von Städten und Königen untersuchen, sie theils unter sich, theils mit andern

Monumenten des Alterthums vergleichen, tausend oft sehr kleine, fast unmerkliche Beziehungen fest halten und vergleichen: bis zum Ursprunge der Kunst, Medaillen zu prägen, zurück gehen, und troz dem Schweigen der Geschichtschreiber, diese Kunst in ihren Operationen, in ihren Fortschritten und in den Revolutionen, die sie in verschiednen Ländern erfahren hat, verfolgen, sich für jedes dieser Länder besondre Systeme bilden, und untersuchen in wie fern jedes selbst wieder mit der allgemeinen Geschichte der Künste und des Handels übereinstimmte, welche jederzeit auf Zahl, Gewicht und Werth der Sorten Einfluß hat." *) Die Beweggründe, welche ihn dieses Werk unternehmen ließen und sein Verlangen, es, wo nicht zu beendigen, doch wenigstens vorwärts zu bringen, sind in einem seiner Briefe **) ausgedrückt. Er sagt darin: "Man muß sich Illusionen verschaffen, für mich ist die Fortsetzung meiner Paleographie eine solche; es ist eine Unternehmung für meine Schwächlichkeit und Leiden." Er setzt hinzu: "Meine Arbeiten über die Medaillen nicht vollendet zu haben, ist das Einzige, das ich im Sterben bedauern werde. Die Laufbahn ist unabsehlich, und nur wenige

Men=

*) Academ. des inscr. T. XXIV. p. 31.

**) Vom 26sten Prairial im 2ten Jahre der Republ.

Menschen werden die Geduld haben, mir darin zu folgen. Dem ungeachtet fahr ich damit fort, weil ich eine Ausfüllung der langen, ewigen Stunden und Tage bedarf. Ehedem, bei Jugend und Gesundheit, schienen sie mir sehr kurz. Jetzt haben sie das Gewicht der Tage, ja eines Jahrhunderts selbst." Der Theil von Großgriechenland und Sicilien war fast beendigt, und das übrige wäre vorgerückt, ohne das Project, wozu ihm nicht mehr Zeit genug blieb, eine vierte Ausgabe der Reise des Anarchasis und eine Sammlung seiner verschiednen Denkschriften mit Zusätzen, zu veranstalten. Wir wollen aber zurückkehren und einen Augenblick über der letzten Stelle seines Briefes weilen, sie ist durchsichtig genug. Man erkennt darinn den Zustand seiner Seele, die weniger über seine eigne Unglücksfälle, als über das schreckliche Ende seiner beßten Freunde betrübt war.

Die Revolution, die ihm 25000 Livres Renten genommen und auf das nothdürftigste Einkommen herunter gebracht hatte, setzte ihn auch noch mancher Gefahr aus. In der abscheulichen Krisis, in welcher ein bekanntes Verdienst der Beweggrund zum Verdachte und endlich zum Todesurtheile wurde, hatte er alles von seinem Rufe

zu fürchten; indessen rettete ihn derselbe Ruf. Von einem niedrigen Verläumder mit mehrern Mitgliedern von der Akademie angeklagt, ward er den zweiten September 1793. nach dem Gefängnisse der Magdelanetten gebracht; die Gefangnen, die sich daselbst befanden und seine Ankunft vernahmen, kommen alle herunter und empfangen ihn unten an der Treppe mit einer achtungsvollen Rührung. In dieser Zwischenzeit machen Danton und Courtois, von seiner Gefangennehmung unterrichtet, den Sicherheits-Ausschuß über den Befehl erröthen, den man ihm entwandt hatte und der Verhaftsbefehl ist sogleich wiederrufen. Barthelemy erhielt also seine Freiheit sechszehn Stunden nach ihrem Verluste wieder. Die Freude, die er darüber empfand, war kurz, jeden Tag empfing sein Herz neue Wunden. Niemand vermogte mehr, Balsam in sie zu gießen; jene Freundinn, deren Anblick allein ihn tröstete, wurde in ein Gefangenhaus eingesperrt. Wenigstens verließ sie es doch nicht, um das Blutgerüst zu besteigen, wie Bailly, Lepelletier, de Rosambo, Boutin, Lefebure, d'Ormeson, Lamoignon de Malesherbes u. s. w. diese unglücklichen Schlachtopfer der Tyrannei, mit denen er durch alte enge Bande verbunden war.

Damals ging eine merkliche Aenderung in sei- nem Innern vor. Seine Liebe zum Ruhme schien geschwächt, und er kümmerte sich weniger um die Zukunft, für die er bis dahin gelebt hatte. Das Verlangen, zu gefallen, welches vielleicht seine herrschende Leidenschaft war, ward stumpfer und sein Charakter verspannt. Er ward mit Unwillen gegen das menschliche Geschlecht erfüllt, das er mit Benennungen überhäufte, welche die Misan- tropie einflößte, die an ihm unglücklicher Weise so leicht zu entschuldigen ist. In solchen Anfällen böser Laune sagte er, die Revolution sei nicht recht benannt worden, man müsse sie **Revelation** nennen.

Die Handlung dieser Iliade von Uebeln, die ihn so sehr betrübte, ließ zwar etwas nach; aber sie hatte ihn schon zu sehr erschüttert. Die Last des schwächlichen Alters drückte mit jedem Tage schwerer auf ihn. Häufige Zufälle hatten seit ei- niger Zeit den Mangel an Consistenz in seinem Blute angezeigt; die Last der Existenz ward ihm immer unerträglicher, die Lebensquellen wa- ren versiegt. Nach einer kurzen Unpäßlichkeit hauchte er am 30sten April 1795 sein Leben in den

Ar-

Armen eines Neffen *) aus, dem er stets Vater war und der ihn mit kindlicher Liebe pflegte. Eine Stunde vor seinem Tode ließ er sich den Horaz bringen, und nachdem er die vierte Epistel des ersten Buchs **) mit Aufmerksamkeit gelesen hatte, forderte er Dacier's Uebersetzung dieses Dichters, ohne Zweifel, um darinnen einige Anmerkungen zu Rathe zu ziehen. Kaum war ihm aber das Buch aus der Hand geglitten, als er in eine leichte Agonie fiel, die seine Laufbahn ruhig endigte, und von seinen Freunden schied, deren mehrere ihn in den lezten Augenblicken nicht verlassen hatten, und die, von dem finstern Schleier der Traurigkeit umhüllt, die tiefe Bitterkeit im Innern empfanden, welche der empfindsame Tibull mit den Worten ausdrückt:

Nunc et amara dies, et noctis amarior umbra est;
Omnia jam tristi tempora felle madent.

*) Barthelemy de Courcai, Mitaufseher des Medaillencabinets.

**) Vielleicht dachte er den Worten nach:
Omnem crede diem tibi diluxisse supremum:
Grata superveniet, quae non sperabitur hora.

VIII.

Albrecht von Haller.

Nachrichten von den merkwürdigsten Lebensumständen und den Charakteren berühmter Männer unsrer Nation — vorzüglich von dem, was sie zum Beßten der Wissenschaften oder ihres Vaterlandes, und der Menschheit überhaupt, gewürkt haben, werden gewiß immer einen der nützlichsten und angenehmsten Gegenstände unsrer Untersuchungen ausmachen.

Albrecht von Haller, der unstreitig eine Stelle unter den größten Männern Helvetiens und Deutschlands verdient, ward den 16ten Oktober 1708 in Bern geboren. Seine Mutter war eine geborne Engel. Sein Vater, Emanuel Haller,

war

war zuerst Advocat, und erhielt nachher die Stelle eines Kanzlers der Landvoigtei Baden. So bald Albrecht lesen und schreiben konnte, waren diese Hülfsmittel des Unterrichts sein liebster Zeitvertreib. Er durchlas alle Bücher, die er aufbringen konnte, selbst einen **Bayle**, und **Moreri**, zu einer Zeit, da sich die Jugend nur mit Märchen nährte. Schon damals versuchte er, jedes Muster nachzuahmen und sammlete mit großem Fleiße alles, was in die gelehrte Geschichte einschlagen konnte. Diese seine so früh angefangne Sammlung zur gelehrten Geschichte hat er bis an seine akademische Reisen fortgesetzt, und auf einige tausend Artikel von Gelehrten gebracht; nachher aber, als eine unvollkommne Arbeit, unterdrückt. Er genoß des Hausunterrichts eines gewissen Geistlichen, **Abraham Baillodz**, der wegen seiner sonderbaren Meinungen seine Pfarre hatte aufgeben müssen. Dieser Mann hatte ihn so strenge behandelt, daß er einem Freunde gestand: Er habe lange Jahre, nachdem er diesem Pädagogen entzogen worden, bei gelegentlichem Anblicke desselben, jedesmal eine Erinnerung der ehemaligen Furcht wieder empfunden. Die trockne Lehrart dieses Mannes diente indessen dazu, den Fleiß des jungen Hallers zu verdoppeln. Er zeich-

nete

nete für sich Wörter, Erklärungen und Thatsachen auf, beschäftigte sich mit den Regeln der Sprachfügung und der Rechnenkunst ohne Anleitung. Im neunten Jahre übersetzte er aus dem Griechischen und hatte den Anfang mit dem Hebräischen gemacht. Im 13ten Jahre brachte ihn der Tod seines Vaters nach Bern zurück, und hier zeichnete er sich vor andern in den öffentlichen Schulen aus. Er legte seine classischen Proben unter dem bestimmten Alter ab, und lieferte in griechischer Sprache das Thema, das man in lateinischer von ihm gefordert hatte. Achtzehn Monate brachte er hier in öffentlichem Unterrichte zu, und begleitete nachher einen seiner jungen Freunde nach Biel, wo er von dem Vater desselben, einem gelehrten Arzte, in der Philosophie angeführt werden sollte.

Der Vormund und seine Verwandten hatten ihn zum Predigtamte bestimmt; der Aufenthalt in diesem Hause aber entschied seine Wahl für die Arzneiwissenschaft. Mit dem Antritte des 16ten Jahres ging er nach Tübingen und studirte unter Camerarius und Duvernoy. Er legte bald öffentliche Proben seines Fleißes ab, und disputirte über eine vorgebliche Entdeckung eines Speichelganges

von Coschwizen; dessen irrige Vermuthung Duvernoy durch anatomische Untersuchungen an Thieren, und Haller durch Zergliederungen an menschlichen Leichnamen widerlegten. Er wendete überall den ganzen Tag und oft einen Theil der Nacht auf seine Studien, ohne sich durch jugendliche Ergötzungen zerstreuen zu lassen.

Boerhavens Ruhm führte ihn 1725. nach Leyden; hier fand er, neben dem mündlichen Unterrichte dieses großen Mannes, einen wohlunterhaltnen botanischen Garten, ein ordentlich bedientes anatomisches Theater, reiche Sammlungen von Naturalien, den vollständigsten Büchervorrath. Der junge Albinus zeigte schon ausserordentliche Kenntnisse in der Anatomie; und in Amsterdam lebte noch der berühmte Ruysch, der Erfinder der Injection, und arbeitete noch im 90sten Jahre seines Alters.

Die Schwäche seiner Gesundheit machte ihm eine Reise zur Erholung nöthig, die er mit zweien Freunden aus Bern durch die Provinzen vom nördlichen Deutschland unternahm. Hier machte er viele nützliche Bemerkungen, und besuchte einige Höfe, mit denen er nachher in Verbindung kam. Nach seiner Zurückkunft in Leyden erhielt er die

Doctorwürde in seinem 18ten Jahre. Hierauf trat er seine Reise an, und machte mit England den Anfang. In London kam er in genaue Verbindung mit dem Ritter Hans Sloane, dessen Naturaliensammlung schon damals eine der ersten in Europa war, mit dem Hrn. Plumtree und Cheselden, Directoren des großen Thomas-Spitals, und mit Herrn Douglas, der mit so vielem Ruhme anatomische Vorlesungen hielt. Nach einem kurzen Besuche zu Oxford reisete er nach Frankreich, und ward ein fleißiger Zuhörer Winslows zu Paris. Hier besuchte er auch oft den berühmten Wundarzt Le Dran im Spitale der Charite. Im Februar 1728 ging er nach Basel, um unter Johann Bernoulli die höhere Mathesis zu studiren, und es finden sich unter seinen Papieren noch die Proben des glücklichsten Fleißes in dieser Wissenschaft. Hier erwarb er sich die Freundschaft des Hrn. Stähelin, nachmaligen Professors zu Basel, und des verewigten Geßners zu Zürch. In der Gesellschaft des letztern unternahm er die erste Reise nach den Alpen, und legte also den ersten Grund zu seinem großen botanischen Werke. Im 21sten Jahre kam er als Mann und Gelehrter in seine Vaterstadt zurück. Er widmete sich anfangs der ausübenden Arzeneywissen-

wissenschaft. Er ward bald, gleich den ältern Aerzten zur Besorgung des Krankenspitals gezogen. Er erhielt obrigkeitliche Unterstützung, öffentliche Zergliederungen anzustellen. Man übergab ihm auch die Besorgung der Bibliothek, wobei er Gelegenheit hatte, seine Kenntnisse von Büchern, Alterthümern und Münzen an den Tag zu legen. Ungeachtet seines kurzen Gesichts war die Botanik immer seine liebste Ergötzung. In den Sommermonaten von 1730-1736 that er wiederholte botanische Reisen auf den Jura und die Alpen, bis an die Eisberge, und fand im Bezirke seines Vaterlandes, die ausgedehnteste Sammlung von Pflanzen, von den Norwegischen bis an die äußersten Gegenden Italiens. Durch seine Gedichte, wo sich der philosophische Geist überall in das herrlichste poetische Gewand kleidet, erwarb er sich einen frühen Ruhm; so wie seine botanischen und anatomischen Schriften ihn der gelehrten Welt als ein seltnes Phänomen auf der andern Seite ankündigten. Die königl. schwedische Akademie zu Upsal nahm ihn frühzeitig zu ihrem Mitgliede auf.

Im Jahre 1736 erhielt er bei Stiftung der Universität Göttingen den Ruf als Professor der Me-

Medicin, Anatomie und Botanik. Er unternahm die Reise mit einer Familie von drei jungen Kindern, und hatte das Misgeschick, einen Monat nach seiner Ankunft seine geliebte Mariane zu verlieren, die an den Folgen eines gleich bei der Einfahrt in Göttingen geschehenen Falles starb. Siebenzehn Jahre, als den Zeitlauf seines thätigsten Lebens, brachte er hier zu. Viele bei der Universität noch mangelnde Anstalten beförderte er. Unter seiner Aufsicht ward ein anatomisches Theater errichtet, der medicinische Garten angelegt, und zur Bequemlichkeit der fernern Aufsicht zunächst an demselben eine eigne Wohnung für ihn angebaut. Junge Maler wurden von ihm zu anatomischen und botanischen Zeichnungen angeführt, eine Sammlung von Präparatis angeschafft, die Einrichtung einer Gesellschaft von Wundärzten, und eine Schule für Hebammen besorgt. Auch ward ihm die Ausführung der Anstalten für die reformirte Kirche zu Göttingen aufgetragen: und er hatte den vornehmsten Antheil an der ersten Einrichtung der dortigen Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Sein erstes Werk, das seinen Ruhm iu ganz Europa entschieden hat, sind die Auslegungen über

die

die akademischen Vorlesungen Borhave's. Diese Arbeit zog ihm einen heftigen Streit mit Hamberger in Jena zu. Dieser war der alten Theorie des Galens zugethan, nach welcher das Athemholen einer zwischen dem Brustfelle und der Lunge befindlichen und durch das wechselsweise Anziehen der unter den Rippen liegenden Muskeln gepreßten oder freigelassenen Luft zugeschrieben wird. Auch die Consultationen Boerhav's und seine Anleitung zu den Studien eines Arztes sind durch Hallers Bemerkungen brauchbarer gemacht worden. Indessen gab er seine schweizerischen Pflanzen heraus; die ein Auszug aus 20 Folianten gesammleter Kräuter und botanischer Beschreibungen waren. Auf diese folgten seine anatomischen Tabellen, in denen besonders die Lage und Verbindung der Schlagadern beleuchtet wird. Nachher gab er den Umriß seiner Physiologie heraus.

Der berühmte hannövrische Minister **von Münchhausen** that, aus Liebe zu den Wissenschaften, und aus Achtung für Hallers Verdienste, alles, was er konnte, ihm seinen Aufenthalt in Göttingen angenehm zu machen. Er bekam bald den Charakter als Leibarzt und Königl. Hofrath. Im Jahre 1749 beschenkte ihn der König mit einem

nem vom kaiserl. Hofe ausgewirkten Adelsbriefe; und nachher ward er zum beständigen Präsidenten der königl. Akademie der Wissenschaften ernannt.

Nach dem Wunsche, den der berühmte Dillenius auf seinem Sterbebette geäußert hatte, ward er an dessen Stelle nach Oxford berufen. Eine ähnliche Einladung hatte er nach Utrecht erhalten, nachdem der jüngere Albinus zu der Versammlung der Staaten war befördert worden. Vom Könige von Preußen erging ein gleicher Antrag an ihn, mit dem Anerbieten, sich seine Bedingungen selbst zu setzen, wie es ihm beliebte. Allein Haller schlug diese Anträge aus.

Im Jahre 1745 ward er zu einem Mitgliede des großen Raths in Bern ernannt. Diese Beförderung, und das Verlangen, einen freien Gebrauch seiner Zeit zu gewinnen, verdoppelte seine Sehnsucht nach dem Vaterlande. Die ungewohntere Luft in Niedersachsen ward ihm vom Tage zu Tage beschwerlicher. Die gespannten Nerven wurden immer empfindlicher; eine Lähmung der Hand machte das Schreiben beschwerlich und er besorgte die Verminderung des Muths zur Arbeit, die für einen geschäftigen Gelehrten den angenehmsten Genuß des Lebens ausmacht. Im März

1753 trat er mit Einwilligung der hannövrischen Regierung diejenige Reise nach der Schweiz an, die sein Schicksal für die übrige Zeit seines Lebens entschied. Er erhielt durch das Loos die Stelle eines Amtmanns, eine Bedienung, mit welcher besondere Vortheile für seine Kinder verbunden waren; nämlich das Vorrecht, bei sich ereignender Ergänzung des großen Raths ein Subjekt zu empfehlen.

Nachher bekleidete er das Amt eines Oberdirektors der Salzwerke zu Rohe und beinahe zwei Jahre lang zugleich die Statthalterschaft in der Landvoigtey Aehlen. Außerdem leistete er dem Staate bei außerordentlichen Aufträgen und durch seinen Rath als Beisitzer besondrer Dikasterien, die wichtigsten Dienste, und zwar zuerst bei dem höchsten Ehegerichte und nachher bei dem Oberappellationsgerichte der deutschen Lande. Das Waisenshaus zu Bern verdankte ihm seine erste Einrichtung. Die Schriften der Göttingischen Akademie der Wissenschaften bereicherte er durch seine Aufsätze. Die Göttingischen Anzeigen haben unzählige Auszüge würdiger Schriften mit der zuverlässigsten Berichtigung von ihm erhalten.

Seine erste Musse in der Vaterstadt wendete er dazu an, Beobachtungen über die Entwickelung des thierischen Keims in den Eyern anzustellen. Er hatte schon ehedem, bei Erklärung der Boerhavischen Lehre, von einigen sehr genauen Beobachtungen über die dunkle Theorie der Erzeugung Gebrauch gemacht. Einige Jahre nachher widerlegte er mit vieler Bescheidenheit die Meinung des Herrn von Buffon von den innern Formen und den organischen Körperchen. Er zergliederte selbst viele Weibchen vierfüßiger Thiere kurze Zeit nach der Beschwängerung, und überzeugte sich, daß der Embryon ursprünglich der Mutter eigen sey. Bei den Eiern fand er, daß das Gelbe oder der Dotter, welcher auch bei unbefruchteten Eiern sich befindet, den wesentlichen Urstof des künftigen Vogels ausmache. So stellte er auch Bemerkungen überden Wachsthum der Gebeine, und ihre Wiederherstellung nach zufälligem Bruche, über die innere Gestalt des Gehirns und der Augen bei Vögeln und Fischen, auch über die Augen einiger vierfüßigen Thiere an. Die beträchtlichste seiner gelehrten Arbeiten ist indessen die ausführliche Behandlung der Physiologie. Er war Willens, sie noch psychologisch zu behandeln, wenn er länger gelebt hätte; nemlich die Bildung des Leibes als

eines Werkzeugs der Wirksamkeit der Seele zu betrachten, und den Einfluß des Willens und der Leidenschaften auf einzelne Theile des menschlichen Körpers zu erklären. Die Botanik und Anatomie hat ihm unzähliche neue Beobachtungen und Aussichten zu danken. In der Organisation des menschlichen und thierischen Körpers vermuthete er eine eigene Kraft, von welcher alle Triebe des Lebens abhängen, und die von der elastischen Eigenschaft fester Körper verschieden seyn muß. Dieses Vermögen, das in der Reizbarkeit des Herzens, der Muskeln, der Eingeweide und verschiedener kleineren Theile bestehet und mit der Empfindsamkeit der Nerven nichts gemein hat, stellte Haller unter unzähligen anatomischen Versuchen immer deutlicher und überzeugender dar. Die Wirkungen desselben zeigen sich in Oscillationen des ersten sichtbaren Puncts in dem Keime eines durch die Bebrütung erwärmten Eies; und es muß für den Ursprung des ersten Triebes zum Wachsthum und Leben erkannt werden.

Wenn man ihn auch nicht für den Erfinder der Lehre von der **Irritabilität der Fibern** erkennen wollte: so gehört ihm doch der Ruhm, dieses Vermögen in seiner ganzen Ausdehnung an den

Tag

Tag gelegt, und dadurch das Geheimniß der Natur in unserm körperlichen Leben aufgedeckt zu haben. So wie die Fibern, hat auch das Geblüt eine besondere Kraft zu reizen von dem Schöpfer erhalten; diese gegenseitige Wirkung erklärt auf die einfachste Weise die fortgesetzte Bewegung des Herzens und den Umlauf des Geblüts durch alle Adern. Nimmt man ferner an, daß die Fibern der Muskeln oder andrer Theile des Körpers so bestimmt sind, daß ihre Reizbarkeit durch eigene Flüssigkeiten erweckt wird: wie in eben den Muskeln durch den Nervensaft, in den Eingeweiden durch den Chylus oder die Dauungssäfte, in den Drüsen durch die Feuchtigkeit, die sie in denselben sammlen und vervollkommnen; so können wir uns von dem ganzen animalischen Triebwerke einen Begriff machen. Mit eben so vieler Gründlichkeit hat Haller das Leibnitzische System von dem Ursprunge des gegenwärtigen Zustandes der Oberfläche unserer Erde und die hierüber vom Herrn del Moro, einem gelehrten Italiäner, vorgebrachten Gründe widerlegt. Wer kennt nicht seine in der Manier Fenelons geschriebnen Romanen, die in alle Sprachen übersetzt sind, seinen **Usong, Alfred, Fabius** und **Cato**? Auch seine Bemühungen, die Wahrheit der christlichen Religion ge-

gen den Deismus zu vertheidigen, verdienen allen Dank. Wir schweigen bloß deswegen hier von seinen Gedichten, weil ihr Werth vom Vaterlande längst anerkannt und durch so viele Uebersetzungen bei den Ausländern bestätigt ist. Tiefer Sinn, blühender Ausdruck sind ihr Charakter, der sich unter allen fremden Verkleidungen beständig erhalten hat.

Im Umgange war Haller, unter Leuten, denen Wissenschaften und Unterricht willkommen waren, mehrentheils gefällig und aufgeweckt. Er besaß eine gründliche Kenntniß aller Theile der Naturlehre, der neuern und ältern Geschichte, auch einzelner Staaten, besonders, was ihre Kultur und Produkte betrifft. Alle Entdeckungen in allen Welttheilen nach allen Umständen waren ihm aus Reisebeschreibungen bekannt. Er hatte sogar eine große Belesenheit in Romanen und Schauspielen. Er war von langer ansehnlicher Gestalt; seine Physionomie war theils wegen des kurzen Gesichts, theils wegen der angewöhnten Spannung der Muskeln, gemeiniglich ernsthaft, voll Ausdrucks, und je nach der lebhaften Abwechselung der Gedanken verschieden. Die zunehmende Leibesschwäche, die schon bemerkte Schwachheit des

Ge-

Gesichts, die Gewohnheit einer kleinen fast unleserlichen Handschrift, mußte ihm die Arbeit erschweren. Er konnte sich nicht enthalten, des Tages gleich nach den Mahlzeiten, und noch bei später Nacht, zu lesen und zu schreiben. Bei dem allen erreichte er ein siebenzigjähriges Alter. Er starb den 12ten December 1777.

Er war Erbherr zu Goumoens la Juc und Eclaguens, Mitglied des großen Raths der Stadt und Republik Bern, ehemals Obersalzdirector zu Roche und Landvogt zu Aehlen, Präsident der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen und der ökonomischen Gesellschaft zu Bern; der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Paris, auch vieler andern Akademien und gelehrten Gesellschaften Mitglied; königl. Großbritannischer Hofrath und Leibarzt, und Ritter des Königl. Schwedischen Ordens des Polarsterns.

XI.

IX.

Ritter Linne.

Das Leben, selbst die Familienumstände eines Mannes, dessen Verdienste um seine Wissenschaft so ausgebreitet waren, müssen einem jeden Freunde der Wissenschaften angenehm seyn. Sie werden merkwürdig durch die kleinern Züge, wodurch sich oft auch in dem vertraulichen Umgange sein Genie zeigte, durch die verschiednen Verwickelungen, die ihn veranlaßten, seiner Wissenschaft eine neue Gestalt zu geben und sich zu der Höhe des Ruhms nnd des Ansehns empor zu schwingen.

Der Ritter von Linne war 1707 in einem Dorfe in Smaland geboren. Sein Vater, der nachher Prediger in Stenbrohult, einem andern Dorfe an dem Weener See ward, war ein grosser

ser Blumenfreund. Er hatte einen ansehnlichen Garten bei seinem Predigerhofe, wo er sich gern mit seinen Blumen, Bienen und andern ländlichen Freuden beschäftigte. Unser junger Linne nahm an diesen Freuden seines Vaters Theil. Er pflanzte beständig, brachte alle wilden Gewächse und Kräuter in den Garten seines Vaters, ja schleppte sogar die großen wilden Bienen und Wespen herein, wodurch er bald seines Vaters Bienenstöcke verwüstete. Die Schule im Gegentheil war weit weniger nach seinem Geschmacke. Er besuchte sie mit Verdruß und lernte daher auch sehr wenig. Seine Lehrer klagten über ihn, und der Vater beschloß, weil er keine Lust zu den Wissenschaften zu haben schien, ihn bei einem Schuster in die Lehre zu geben. Er wäre also wirklich ein Schuster geworden, wenn nicht ein benachbarter Prediger und Verwandter das noch verborgenliegende Genie des jungen Linne erkannt und dem Vater angelegen hätte, ihn beym Studiren zu lassen. Nach einiger Zeit kam er nach Lund, wo er unter dem berühmten Stobäus die Anfangsgründe der systematischen Naturkenntniß erhielt. Nachher ging er nach Upsala, wo er insonderheit unter Anführung des Radbeck seine botanischen Kenntnisse erweiterte. Die Armuth aber

ver-

verfolgte ihn aufs äußerste, wozu noch vielleicht ein etwas wildes Leben kam, zu welchem muntere Köpfe nur zu viele Neigung haben, welches aber doch mit beständigem Fleiße vereiniget war. Er hat oft versichert, daß er in der ganzen Zeit keine Schuhe gehabt, sondern die abgetragenen seiner Mitstudirenden mit Kartenblättern ausgebessert, um seine Füße damit zu bedecken. Lange war er indessen nicht in Upsal gewesen, als er schon anfing, Vorlesungen in den medizinischen Wissenschaften zu halten, in welchen er durch die Lebhaftigkeit seines Genies und seines Vortrags einigen Beifall erhielt. Er war aber nicht dazu befugt, da er weder promovirt, noch irgend eine Lehrstelle hatte. Die Freude dauerte daher auch nicht lange, indem der nachmalige Leibarzt Rosen von Rosenstein im akademischen Consistorium einen Befehl gegen ihn auswirkte, der ihm das Lesen untersagte. Linne, der von dem geringen Verdienste dieser Vorlesungen sich einigermaßen unterhielt, der keinen andern Weg, das Nothwendigste zu erwerben, wußte, ließ sich durch dieses Verbot so sehr zum Zorn reitzen, daß er gegen den Professor Rosen den Degen zog, wie er aus dem Consistorium kam und ihn wirklich würde erstochen haben, wenn nicht andere dazwischen

ge-

gekommen wären. Man kann sich leicht vorstellen, daß dieses ein großes Aufsehn verursachte, und er würde gewiß relegirt worden seyn, wenn nicht der alte Claus Celsius sich seiner angenommen hätte. Dieser, der damals an seinem Hierobotanicon arbeitete, bemerkte sein Genie und seine Kenntniß in der Kräuterkunde, legte die Sache bei, so gut er konnte, und brauchte ihn bei der Ausarbeitung seines Werks. Seine Liebe und Achtung für diesen seinen alten Freund und Wohlthäter ist nachher auch unbegränzt gewesen, da im Gegentheile die einmal entstandene Feindschaft zwischen ihm und Rosen beständig unter der Asche fortglimmte und durch die folgende Eifersucht zweier großen Männer noch unterhalten wurde.

Im Jahre 1732 verschaffte Celsius ihm von den Ständen, wo ich nicht irre, 100 schwedische Platen, die damals etwa 30 Dukaten ausmachten, um nach Lapland zu reisen. Er reiste für diese Summe den ganzen Sommer, besuchte Fahlun, die verschiedenen Theile von Lapland, und kam im späten Herbste nach Upsal zurück, wo er noch von seinem Reisegelde einen sogenannten Lapmud oder einen Pelz von seinen mitgebrachten Rennthierfellen konnte machen lassen. Diese Lapländi-

ländische Reise war indessen, der geringen Bezahlung ungeachtet, für ihn von der größten Wichtigkeit. Sie vermehrte seine Kenntnisse in der Naturhistorie, insonderheit in der Mineralogie, indem er sich eine Zeitlang in Fahlun aufhielt; sie vergrößerte sein Ansehen und die Menge seiner Freunde und Gönner. Er erhielt insonderheit auf dieser Reise die Bekanntschaft und das Wohlwollen des Barons Reuterholm, der ihn nachher als Hofmeister seiner Kinder zu sich nahm, und ihn mit ihnen nach Dalekarlien und Norwegen reisen ließ. Er besuchte auf dieser Reise Roeraas und und verschiedene andere nordische Bergwerke, hielt sich insonderheit eine lange Zeit wieder in Fahlun auf, wo er Vorlesungen über die Mineralogie und Probierkunst hielt. Hier ward er in dem Hause des Bergarztes Moräus bekannt, mit dessen Tochter er sich verlobte. Sie schenkte ihm alsdann hundert Species-Ducaten, um nach Harderwyk in Holland zu gehen und dort den Doctorgrad in der Medicin anzunehmen, zurückzukommen und sie zu heirathen. Es war damals eine beständige Gewohnheit der Schweden, in Harderwyk den medicinischen Grad anzunehmen, ob sie gleich selbst drei Akademien im Lande hatten. Er ging über Kopenhagen nach Hamburg, wo es ihm gefiel

und

und wo er länger blieb, als er selbst Anfangs im Sinne hatte. Hier zeigte man ihm die siebenköpfige Schlange des Burgermeisters Sprekelsen, welche man für das vorzüglichste Stück der Natur hielt. Ein Naturalist, wie Linne, ließ sich aber nicht so leicht hintergehen. Er erkannte bald die künstliche Zusammensetzung, indem man, aus Mangel so großer Schlangenköpfe, die Kinnladen von der Wiesel, die von den Kinnladen der Schlangen so gänzlich verschieden sind, genommen und mit einer Schlangenhaut überzogen hatte. Ungewohnt, so viel Gold zu haben, glaubte er seine Kasse unerschöpflich, schwärmte eine Zeitlang in Hamburg herum, und wie er endlich nach Holland kam, war sein Geld verzehrt und er genöthigt, eine Stube unter dem Dache zu beziehen. Armuth und Kummer drückten ihn, da er jetzt nicht mehr im Stande war, den Doctorgrad zu erhalten, oder vielmehr die Kosten, die dazu erfordert wurden, zu bezahlen. Er suchte sich zwar bei Boerhaven bekannt zu machen; allein wie war er im Stande, den Schwarm, der Boerhaven umgab, zu durchdringen? Endlich schrieb er an ihn, wie er sich der Botanik insonderheit gewidmet, sich jetzt aber in der äussersten Noth befinde. Boerhave, der Freund, der Beförderer aller

aller Wissenschaften, bestimmte ihm eine Zeit, im Garten zu ihm zu kommen. Unterm Spazierengehen zeigte er ihm den Crataegus Aria und fragte, ob er ihn schon gesehen habe, da er noch von keinem Schriftsteller beschrieben wäre? Linne antwortete mit Ja, daß es ein nordisches Gewächs seines Vaterlandes sei und daß auch Vaillant solches angeführt habe. Boerhave behauptete das Gegentheil, und glaubte so viel gewisser zu seyn, da er selbst die Ausgabe des Vaillant besorgt hatte. Er holte das Buch und Linne schlug die Beschreibung auf, die vollkommen mit dem vor ihnen stehenden Gewächse überein kam. Dieser kleine Vorfall überzeugte Boerhaven von seiner botanischen Kenntniß und brachte ihn dahin, ihn Clifforten zum Aufseher seines neu anzulegenden Gartens zu empfehlen. Hier hatte er alles frei, erhielt einen Ducaten des Tages, und hatte alle nur zu wünschende Gelegenheit, seine Kenntniß in seiner Lieblingswissenschaft noch zu vergrößern. Er hatte einen schönen Garten unter seiner Aufsicht, es wurden keine Kosten gespart, um Bücher und Pflanzen anzuschaffen, und Cliffort ließ ihn sogar nach England und Frankreich reisen, um Gewächse für seinen Garten zu sammeln. Es war überhaupt die glücklichste Lage, in die er in Ansehung

sehung seiner Wissenschaft hätte kommen können, und die verschiedenen Werke, die er in dieser an das Licht treten ließ, zeigten, daß er sie nicht ungenützt gelassen habe. Er gab seine Flora, sein Systema Naturae, seinen Hortum Cliffortianum, Musa Cliffortiana, Bibliotheca Botanica, Classes plantarum, Critica Botanica, Artedi's Ichtyologia und endlich seine Inauguraldisputation de febrium intermittentium caussa mit dem größten Beifalle heraus.

Indessen litte seine Gesundheit von der ungewohnten Lebensweise. Er verfiel in ein hartnäckiges kaltes Fieber, welches zuletzt in eine Art des Heimwehes endigte. Er war schwermüthig, unzufrieden, und hatte ein unüberwindliches Verlangen, nach Schweden zurückzukehren. Er verließ auch wirklich alle seine Vortheile in Holland, alle die Aussichten, seine Wissenschaft zu bereichern, die ihn sein Vaterland nie darbieten konnte, und ging nach Schweden zurück. Auch hier fand er bald Gönner und Freunde.

Der Graf Tessin insonderheit nahm sich seiner sehr an; dessen Naturaliensammlung er nachher im Museo Tessiniano beschrieb. Er verschaffte ihm die Stelle eines Admiralitätsarztes und em

pfahl-

pfahl ihn zugleich dem Monarchen so nachdrücklich, daß er sich nachher beständig der königlichen Gnade in einem sehr hohen Grade zu erfreuen gehabt hat. Beide königliche Majestäten wurden nicht allein Liebhaber, sondern auch Kenner der Naturhistorie. Sie legten unter seiner Anführung Sammlungen an, der König: von vierfüßigen Thieren, Vögeln, Fischen und Schlangen, auf Ulrichsthal, die Königinn von Insekten und Konchilien, auf Drotningholm, welche Linne beide beschrieben hat. Er muste oft bei Hofe erscheinen, wo er mit Güte und Achtung aufgenommen und mit dem Titel eines Archiaters, wie auch mit dem Nordsternorden beschenkt, bis er endlich in den Adelstand erhoben ward, und zugleich die Erlaubniß, sich seinen Nachfolger zu erwählen, erhielt. Er errichtete während der Zeit, mit Hülfe anderer gelehrten Männer, die Gesellschaft der Wissenschaften in Stockholm, deren erster Präsident er ward, und die sich auch durch ihre Schriften in der Oeconomie, Naturhistorie und andern Wissenschaften ausgezeichnet hat.

Nicht lange darauf legte Professor Roberg wegen Alter und Schwachheit seine medicinische Lehrstelle nieder, welche unserm Linne zu Theil

ward.

ward. Er setzte alsdann den botanischen Garten in Stand, welcher, ob er gleich allen Beschwerlichkeiten eines rauhen Klimas ausgesetzt ist, demungeachtet mit allen übrigen in Ansehung des Reichthums, wenigstens in Ansehung der Nutzung, wetteifert. Hier war es, wo er so viele herrliche Bemerkungen nicht allein von den Kennzeichen, sondern auch von der Kultur und den Eigenschaften der Pflanzen gemacht hat. Das Cabinet der Akademie, welches er gleichfalls veranstaltete, war von geringerer Bedeutung. Es bestand größtentheils aus ausgestopften Vögeln. Seine eigene Sammlung, die Pflanzen ausgenommen, war gleichfalls wenig zahlreich. Sie hätte es freilich seyn können, allein er hatte den größten und besten Theil derselben den königlichen Cabinetten einverleibt. Seine Insecten und Conchilien kamen nach Drotningholm, seine übrigen in Weingeist aufbewahrten Thiere im Gegentheile nach Ulrichsthal. Seine Pflanzensammlung wird merkwürdig bleiben. Sie war sehr beträchtlich, nicht prächtig, aber zahlreich und äußerst genau bestimmt, welches letztere den vorzüglichsten Werth der Sammlung ausmacht.

Indessen fehlte es ihm auch in dieser Zeit nicht an Angriffen, sowohl von auswärtigen als ein-

einheimischen Gelehrten. Das Ansehen, welches er sich in seiner Wissenschaft erworben, die Güte, womit ihn der König, der Hof und verschiedene der Großen des Landes beehrten, waren vielen ein Anstoß, die sich durch seinen Fall ein Ansehen zu geben wünschten. Unter den Auswärtigen waren Siegesbeck und Buffon die heftigsten, die so ungern jemanden in ihrer Wissenschaft aufwachsen sahen; unter den Einheimischen im Gegentheile Wallerius, der damals Adjunkt der medicinischen Facultät in Upsal war und 1741 die bekannte und heftige Disputation Decades binae thesium medicarum gegen Linne schrieb. Sie richteten indessen wenig aus. Jene brachten durch ihre Angriffe verschiedene seiner Vertheidiger in Bewegung, die sein Verdienst in ein helleres Licht setzten und bekannter machten. Wallerius aber fiel in königliche Ungnade, so daß er nie, so lange der König Friederich lebte, einen ordentlichen Lehrstuhl auf der Akademie erhalten konnte, der doch sonst seinen Verdiensten lange gebührte.

Als Lehrer war er der Akademie ungemein wichtig. Er war es, der Upsal in einem halben Jahrhunderte einiges Ansehen gab, und der die wenigen Fremden, die sich dort aufhielten, hinzog.

Er

Er hatte auch die Liebe, die Achtung aller Studirenden und ein beständig zahlreiches Auditorium. Seine Vorlesungen waren vortrefflich. Sie hatten dieselbige Kürze und Bestimmtheit, die man in seinen Schriften findet, und zugleich trug er sie mit einem Feuer, einer Lebhaftigkeit vor, die die Aufmerksamkeit erhielt. Man fühlte es, wie sehr er selbst seine Wissenschaft liebte. Er wollte auch nie wieder Upsal verlassen, ob ihm gleich sehr ansehnliche Anträge geschahen. Man wünschte ihn in Petersburg, rief ihn nach Göttingen, man suchte ihn insonderheit nach Spanien zu ziehen, wo sich der König erbot, ihn, mit ansehnlichem Gehalte und völlig versicherter Religionsfreiheit, zum Marquis zu machen. Alles aber war vergebens, ihn aus seinem Vaterlande zu ziehen, wo er die Gnade seines Königs und die Liebe und Achtung seiner Mitbürger bis an seinen Tod sich zu erhalten wußte.

Man erkannte aber auch seine Verdienste um seine Wissenschaften und suchte ihn auf alle Art zu unterstützen, um sie noch mehr zu erweitern. Nicht allein daß man ihm ein ansehnliches Haus mit dem botanischen Garten einräumte, sondern man ließ ihn auch auf Kosten des Reichs die verschiedenen ein-

heimischen Reisen machen, deren Beschreibungen mit Vergnügen gelesen werden. Man schickte verschiedene seiner Schüler theils auf öffentliche Kosten aus, theils setzte man sie als Schiffsprediger auf die ostindischen und andere Schiffe, welche alle ihm von den ausländischen Schätzen reichlich mittheilten.

In den letzten Jahren seines Lebens war er ungemein schwach. Das Gedächtniß insonderheit hatte sehr abgenommen, und endlich fiel er in eine Art von Lähmung, die ihn beinah ein Jahr im Bette hielt, bis er endlich als ein Licht verlosch, dessen Oel verzehret war.

Seine Verdienste um die Wissenschaften sind ungemein groß. Nicht allein daß er sie selbst sehr ansehnlich erweiterte, sondern er hat überdem eine sehr beträchtliche Menge der würdigsten Schüler erzogen. Er wußte ihnen, theils durch den herrlichen Vortrag in seinen Vorlesungen, theils durch seine Excursionen und seinen Umgang eine Liebe zu der Naturhistorie beizubringen, welche sie nachher niemals verließ und sie antrieb, sowohl große und wichtige Reisen zu unternehmen, als auch die Wissenschaft durch Beobachtungen im Vaterlande zu bereichern. Es sind wohl wenige Lehrer

rer gewesen, die das Glück gehabt haben, eine solche Menge Schüler zu bilden, die alle etwas zur Erweiterung der Wissenschaft beigetragen, und wohl kein Land, welchem die Naturhistorie mehr verdankte und welches ausser den vielen, die sie im Lande trieben, als Udmann, Montin, Leche, Reizius und andere, so viele Reisende ausgesandt hat, obgleich nicht allemal mit gleichem Glücke. Kalm, Osbeck, Toreen, Solander, Rolander, Alströmer, Tunberg, Rothmann und andere hatten das Glück, mit den Schätzen der auswärtigen Gegenden in ihr Vaterland zurückzukehren, da wir im Gegentheil das unglückliche Schicksal eines Hasselquists, Ternströms, Löflings, Falks und Forskåhls beklagen, von denen wir so ansehnliche Vermehrungen der Arten in der Naturhistorie hätten erwarten können. Sanft müssen ihre Gebeine ruhen, wenn gleich in den wilden fremden Gegenden, wo vielleicht kaum ein Stein ihr Grab bezeichnet. Ihr Andenken wird allemal den Liebhabern der Wissenschaft heilig seyn, für die sie sich aufgeopfert haben. Seine übrigen noch lebenden Schüler werden die Erhalter der Wissenschaft nach seinem Tode seyn. Sie kennen aus seinen Lehren die wahren Grundsätze des Natursystems und werden

sich der einreißenden Seichtigkeit, durch bestimmte Charaktere und genaue Kupfer, entgegen setzen.

Seine eigenen Verdienste um die Naturhistorie sind gleichfalls äußerst wichtig. Auch auf die Arzeneiwissenschaft, insonderheit auf die Materia medica und Pathologie, hat er Einfluß gehabt; allein ich übergehe diesen, da meine geringe Kenntniß dieser Wissenschaft mir nicht erlaubt, den Umfang dieses Einflusses gehörig zu beurtheilen. Die Natur war es indessen, um welche er sich mit dem größten Eifer bemühete, und sie erklärte ihn auch für den ersten Liebling seiner Zeit. Groß war er in der Beurtheilung und Eintheilung der unabsehlichen Reihe von Geschöpfen, welche diesen Erdball bedecken; größer vielleicht noch in der außerordentlichen Menge von Beobachtungen und der sich auf diese gründenden Hypothesen, welche nach und nach in Wahrheiten und Theorie übergingen. Letztere zeigen insonderheit das Feuer die Lebhaftigkeit seiner Einbildung, aber auch zugleich die Stärke seiner Beurtheilung. Viele derselben schienen im Anfange äußerst gewagt, allein bey näherer Betrachtung findet man die Beobachtungen in der Natur, auf welche sie sich gründen, und erkennt sie, wo nicht für wahr, doch wenigstens

stens für wahrscheinlich und einer nähern Untersuchung würdig. Unter seinen Handschriften müssen sich noch eine große Menge gefunden haben, insonderheit wünschte ich die, welche die allgemeine Einrichtung der Natur betreffen, zu sehen. Er muß wichtige Beobachtungen in diesem Fache gesammlet haben. Er betrachtete die Natur aufs genaueste und mit so vieler Kenntniß und Beurtheilung, daß er bis in ihre innersten Geheimnisse drang. Er wagte indessen nicht, wie er versichert, sie bei seinem Leben bekannt zu machen, weil er die gar zu große Heftigkeit der schwedischen Theologen fürchtete, die oft ihren eigenen Lehrsätzen zu getreu, nicht bedenken, daß Natur und Offenbarung denselben großen Werkmeister predigen, und, in allen ihren Sätzen übereinstimmend, die große Meisterhand zu erkennen geben, welche beide entwarf. Er hatte das Beispiel seines Forskähls vor sich, welcher gleich bei seiner Rückkunft von Göttingen in dergleichen theologische Streitigkeiten verwickelt wurde, die vielleicht weit genug wären getrieben worden, wenn er sich nicht, als er in dänische Dienste trat, um die arabische Reise zu unternehmen, entfernt hätte.

In allen drei Reichen der Natur wußte er schon in seinen jüngern Jahren sich die Oberherrschaft zu erwerben, die er auch beständig bis an seinen Tod beibehielt. Im Mineralreiche allein war man ihm, und insonderheit unter seinen eigenen Landsleuten, aufsätzig. Man hat ihn angegriffen, man hat ihn getadelt, oft gewiß mit Unrecht; und die kleinen Unrichtigkeiten, die in einem solchen Werke nie fehlen werden, hätte man der Größe und der übrigen Verdienste des Verfassers wegen zudecken und freundschaftlich berichtigen sollen. Indessen ist nicht zu leugnen, daß er zuerst auch im Mineralreiche Ordnung und System eingeführt hat. Er bildete erst Classen, setzte Geschlechter und Arten, nach ordentlichen Kennzeichen des äußerlichen Ansehens, fest, wodurch die Mineralogie zu einer ordentlichen Wissenschaft ward, da sie vorhin aus einem bloßen Gemische der Bergleute bestand, die theils durch die Uebung, theils durchs Feuer die mineralischen Körper unterschieden. Nachher von den Bergwerken entfernet, völlig ohne Laboratorium und in viele andere Geschäfte verwickelt, bearbeitete er das Mineralreich weniger, indessen ist doch sein System vorzüglich, seine Beschreibungen der Arten vortrefflich, seine Hypothese durchgedacht, und seine

Beobachtungen wichtig. Auch hier wird sich deswegen sein Name, aller Angriffe ungeachtet, bis auf die späteste Nachwelt erhalten.

Das Pflanzenreich hatte für ihn die größte Annehmlichkeit, und auf dieses wendete er auch den größten Theil seiner Zeit und Kräfte. Von Jugend auf schon in seines Vaters Hause lebte er fast gänzlich im Garten und unter den Gewächsen; eine Neigung, die sich beständig bei ihm erhielt, und die er nachher auf Akademien und auf seinen Reisen ausbildete. Als er zuerst im Jahre 1732 und 1733, hervortrat, war das Tournefortsche System in der Botanik von der Struktur der innern Blumendecke, allenthalben beliebt, allenthalben angenommen; allein es hatte sich doch schon eine Art der Barbarei eingeschlichen. Man hatte in den letztern Zeiten eine große Menge neuer Gewächse entdeckt, so daß die Charaktere von der innern Blumendecke nicht mehr zureichten, sie ordentlich und deutlich von einander zu unterscheiden. Man nahm deswegen zu dem äußerlichen Ansehen, zu den Kupfern seine Zuflucht, wodurch die Gewißheit des eigentlichen Systems nothwendig leiden mußte. Linne merkte bald den Fehler und insonderheit den Grund, worauf er beruhete, nämlich einen Mangel

gel an hinlänglichen und festen Charakteren, welche die innere Blumendecke nie verschaffen konnte. Er suchte daher einen sichern Grund seines Systems, und nahm hiezu anfänglich die äußere Blumendecke, die er aber bald eben so wenig hinreichend fand. Endlich aber beobachtete er das Geschlecht der Pflanzen, welches zwar schon einigermaßen vorhin bekannt, aber noch nie in Ansehung des Systems genutzt war, und baute darauf das sogenannte Systema sexuale, welches bald allgemeinen Beifall fand, und sich über ganz Europa ausbreitete. Um solches noch ferner, noch unumstößlicher zu machen, führte er die natürlichen Charaktere der Geschlechter ein, welche er von allen Theilen der Fruktification hernahm, und wodurch er einen Ueberfluß von Kennzeichen erhielt, die die sicheren Wächter der Geschlechter seyn werden. Er zeigte zugleich in seinen fundamentis botanicis die wahren Grundsätze des botanischen Systems, führte eine feste, sichere und bestimmte Terminologie ein, und bewies endlich in seiner Critica botanica die verschiedenen Fehler seiner Vorgänger, wodurch ihre Systeme wankend und die Bestimmung der Gewächse ungewiß geworden wären. Dieses gründete sein Ansehen in der Botanik, welches er nachher durch die herrlichen kurzen und deutlichen diffe-

differentias specificas, durch die Trivialnamen, und durch eine zwar nicht weitläuftige aber genaue Synonymie so außerordentlich erweiterte. Nach der völligen Einrichtung und Ausarbeitung seines Systems, da ihm die Bestimmung und Benennung der Gewächse keine Schwierigkeiten mehr machen konnte, fing er an, die Menge der Beschreibungen neuer Arten zu verfertigen, die alle wahre Meisterstücke sind, und deren Kenntnisse er theils seinen eigenen Reisen, theils seinen Schülern und Freunden zu verdanken hatte, wodurch die vielen Ausgaben und wichtigen Verbesserungen seines Systems entstanden sind. Er war dabei äußerst vorsichtig, keine Pflanze, weder als Art noch als Geschlecht anzuführen, deren Kennzeichen ihm entweder nicht recht bekannt, oder auch nicht völlig deutlich waren, um nicht dadurch die Festigkeit seines Systems zu beeinträchtigen. Es war nothwendig, ob es gleich nicht allen gefiel.

Die Menge seiner neuen und wichtigen Beobachtungen ist sehr groß, die er größtentheils in seinen akademischen Streitschriften, die er nachher zusammen, unter dem Titel: Amoenitates academicae herausgab, bekannt machte. Zu diesen gehören insonderheit Sponsalia plantarum, Som-

nus

nus plantarum, Metamorphosis plantarum, Calendarium florae, Prolepsis plantarum, Gemmatio arborum und andere mehr. Sie enthalten die wichtigsten eigentlich botanischen Bemerkungen, wozu noch die vielen kommen, welche von dem sowohl medicinischen als ökonomischen Nutzen der Pflanzen handeln. Er gab sich gleichfalls außerordentliche Mühe, die sogenannten Ordines naturales oder die natürliche Verwandtschaft der Pflanzen auszuarbeiten, allein, aller seiner Mühe und seiner Kenntniß ungeachtet, blieben es beständig Fragmente, und es blieb eine große Menge Pflanzen übrig, deren Stelle in der natürlichen Ordnung er nicht zu bestimmen im Stande war. Ich wünschte indessen, die Kennzeichen seiner natürlichen Klassen, ob sie mir gleich von einigen bekannt sind, und seine Beobachtungen darüber, die gewiß wichtig sind, genauer zu kennen. Zuletzt hat er sie, aber nur gar zu kurz, der letzten Ausgabe seiner Generum plantarum angehängt, welches die Folge einiger im Sommer auf dem Lande gehaltener Vorlesungen über die Ordines naturales war.

Dies sind die Verdienste um die Botanik, der er ein ganz neues Ansehen gab, und die er mit so vielen herrlichen Bemerkungen bereicherte.

Im

Im Thierreiche endlich zeigte er gleichfalls denselben Geist der Ordnung und des Systems. Er fand es als ein wahres Chaos, in welchem die ganze unendliche Menge von Thieren, ohne Kennzeichen und ohne Ordnung unter einander gemischt war. Kaum hatte man einmal ordentliche, bestimmte Classen eingeführt, wenigstens nicht bei den kleinern. Er aber erhob es zu einer ordentlichen Wissenschaft. Er bestimmte die verschiedenen Classen durch deutliche Unterscheidungszeichen, führte die festen **Geschlechter** ein, bestimmte die **Arten**, und bemühte sich, die Menge der sich eingeschlichenen Abänderungen zu verringern. Er wuste es zwar selbst sehr gut, daß sein System des Thierreichs lange nicht die Festigkeit des Systems des Pflanzenreichs habe, daß seine Geschlechtscharaktere weit wankender und unbestimmter waren; indessen ist es doch noch immer das einzige, welches sich über das ganze Thierreich erstreckt und gewiß äußerst viel, wenn wir die Umstände betrachten, in welchen er die Wissenschaft fand. Sie war völlig unbearbeitet, und bestand bloß aus einigen wenigen Beschreibungen, die vielleicht unvollständig genug waren, und einigen Kupfern, deren größte Anzahl man vielleicht kaum erkennen konnte. Bloß bei den Fischen konnte er die Arbeit

beit seines Freundes und Landmannes, des Artedi nutzen, der unglücklicher Weise in Amsterdam ertrank, ehe er im Stande war, sein Werk über die Fische herauszugeben. Linne eilte auch gleich nach Amsterdam, um sich der Verlassenschaft seines Freundes anzunehmen, und insonderheit seine Schriften zu retten, allein der Wirth hatte schon alles, Schulden wegen, in Besitz genommen. Er suchte zwar den alten Seba, dessen Sammlung insonderheit Artedi einigermaßen eingerichtet hatte, dahin zu bewegen, wenigstens die Schriften einzulösen, allein vergebens. Er wandte sich deswegen an Cliffort, welcher ohne Bedenken das Geld vorschoß, und die gewiß mühsamen Arbeiten des Artedi vom Untergange rettete. Die Insekten und Würmer trennte er zuerst von einander, bestimmte beide Klassen durch wirkliche Charaktere, führte Geschlechter, Arten und Ordnung ein, auf welchem Grunde fast alle Nachfolger des Linne gebaut haben.

Ueberdem vermehrte er alle Theile des Thierreiches durch eine sehr beträchtliche Menge neu entdeckter Arten, durch genaue und vollständige Beschreibungen, und durch eine große Menge der wichtigsten Beobachtungen, die sich insonderheit auf die Oeconomie der Thiere beziehen.

Groß

Groß war er daher in allen Theilen der Naturhistorie. Unsterblich wird auch sein Name in allen seyn. Die Nachwelt wird den Geist, den Nachdruck, die Kürze, die in allen seinen Schriften herrschen, bewundern, da im Gegentheil die stillen Thränen seiner zum Theil noch lebenden Freunde und Schüler seinem Herzen Ehre machen.

X.

Nicolaus Boileau Despreaux.

Das Andenken eines Mannes zu erneuern, der seiner auszeichnenden Verdienste wegen von jedem Kenner der Wissenschaften bewundert wird, ist eine Bemühung, die wohl nicht ganz fruchtlos seyn kann. Ein Mann, der das vielleicht mit Wenigen gemein hatte, was er wirklich besaß, (ich meine die Vorzüge seines **Charakters**,) ist doch wohl am wenigsten des Schicksals werth, von der Nachwelt in Vergessenheit vergraben zu werden. Dieses wäre doch wohl ein großer Undank; und was verabscheuen wir wol mehr, als Undank? Man bedenke, für **wen Boileau** schrieb, und

was er schrieb. Schrieb er nicht Mittel vor, die Narren von ihrer Krankheit zu befreien, und schrieb er nicht die Wahrheit?

Wenn wir die Werke eines **Boileau** lesen, so werden sie uns, wenn wir sie recht verstehen, gewiß bei ihrem ersten Anblicke in die größte Bewunderung versetzen. Er war ein Gelehrter, der nicht nur für seine Zeit, oder nach deren Geschmacke, sondern auch für uns, und vielleicht noch für ganze Jahrhunderte geschrieben hat. Schon die angehende Jugend dieses unsterblichen Mannes verkündigte das, was sein Geist in der Folge bewährt hat. An heftigen Neidern fehlte es ihm nicht, die ihm aber wider ihren Willen Lobsprüche zuerkannten, welche wohl wenige mit Recht sich zueignen können. Hat man es aber so weit gebracht, daß die Vorzüge des Geistes, oder ein vorzügliches Genie, Neider erzeugen, so ist es gewiß ein Zeichen, daß man wahre Vorzüge habe. Unterdessen gab es noch eine andre Misgeburt, die ihm seine Talente nicht gönnte, und diese wählte die niedrigste Stuffe. Sie nannte ihn einen Verläumder, einen Neider, einen Mann, dem es nur darauf ankäme, seine Ehre und seinen Namen durch die Entweihung anderer, der Welt bekannt

zu machen. Aber sie verfuhr nicht ohne Grund so. Und warum? Sie sah sich durch den Nachdruck, und die Stärke der Wahrheit, die Boileau in Schutz nahm, getroffen. —

Damit man aber einen vollständigern Begriff von dem Leben unsers Despreaux habe, will ich auch seiner Herkunft mit wenigen Worten erwähnen. Gilles **Boileau** hieß sein Vater. Er hatte eine Bedienung am französischen Hofe, und bekleidete das Amt eines Registrators an Parlamente. Seine Bedienung verwaltete er 60 Jahre, und erwarb sich wahre Hochachtung, nicht sowohl seiner Talente wegen, als vorzüglich wegen seiner redlichen Gesinnung und durch seine auszeichnende Uneigennützigkeit, die vielleicht in dem Grade selten jemand eigen seyn dürfte.

Im 1653sten Jahre starb er in einem Alter von 80 Jahren. Seine beiden ältesten Söhne, Gilles und Jaques, die ihrer Verdienste wegen unter den gelehrten Männern ihres Vaterlandes bemerkenswerth sind, will ich übergehen, und von **Nicolaus Boileau Despreaux** reden, dessen Geburtstag auf den 5ten Decemb. 1636 fiel. Sein Vater war vorzüglich auf die verschiedenen Charaktere seiner Söhne aufmerksam. So oft er sei-

ne Blicke auf sie richtete, eben so oft wurde er durch das Gefällige und Aufrichtige seines Sohnes Despreaux in die lebhafteste Freude versetzt, und sagte von seinem Lieblinge, den er seinen ältesten beiden Söhnen zum Muster aufstellete, daß er ein guter Junge wäre, der nie Böses von andern reden würde. So sprach der gute Vater, ohne jemals vielleicht auf den Gedanken zu kommen, daß dieser sanftmüthige Charakter einmal ein öffentlicher Tadler der Laster, und eine Geißel schlechter Schriftsteller werden würde. Wirklich verriethen seine jugendlichen Jahre eines künftig nützenden Mannes entscheidende Züge. Als er 18 Jahre alt war, ging das Gerücht, daß England gegen Frankreich die Waffen ergreifen werde. Hierauf verfaßte Boileau jene glückliche Ode, welche damals so vielen Beifall fand.

Seine Mutter verlohr er, als Kind in der Wiege, und 16 Jahr nachher seinen würdigen Vater. Dieser große Verlust verminderte aber nicht im Geringsten seinen edlen Hang zu den Wissenschaften und der Philosophie und er studirte nun auf Zurathen seiner Freunde die Rechte. Auch hierinn war der Erfolg glücklich, und noch sehr jung wurde er zum Sachwalter aufgenommen. Diese

Würde stimmte nicht mit seiner Neigung überein. Er dankte ab. Die Sorbonne schien ihm die Antipode des Hofes zu seyn. Seine Absicht war, daselbst den akademischen Cursus in der Theologie zu vollenden. Er kam in die Sorbonne. Allein die scholastischen Spitzfindigkeiten wurden ihm zum Ekel: sie räumten ihm das nicht auf, was er aufgeräumt wissen wollte: sie waren mit seiner ihm ganz natürlichen Aufrichtigkeit im Widerspruche: er sah ihre Schlingen: sie waren ihm unerträglich. — Er verließ den Ort.

Sein Genie, das immer die schönen Wissenschaften zum Hauptgegenstande hatte, erwarb sich eine der angesehensten Stellen auf dem Parnasse. Damals war in Frankreich ein großes Heer, theils mittelmäßiger, theils schlechter Dichter, die mit ihren Produkten viel Geräusch machten. Einige mogten freilich wohl unverdienterweise das Glück haben, für modern angesehen zu werden. Despreaux konnte es nicht über das Herz bringen, daß er einem schlechten Geschmacke die Oberhand ließe, und daß Gelehrte solcher Art andere hintergingen. Er fing an, Satyren zu schreiben und erregte dadurch viel Aufsehen auf Frankreichs Parnasse. Die armen Dichter und die ihnen ähnlichen

chen Gelehrten, wollten aus Verzweiflung vergehen, denn sie wurden von der empfindlichsten Seite angegriffen. Ganz unbegreiflich kam es ihnen vor, daß sie so bald des Ansehens beraubt wurden, das sie bisher so herrlich behagt hatte. Boileaus Feinde fingen nun an, aus Rache seine Schriften zu tadeln. Ungeachtet sie im Grunde so, wie er selbst, dachten, misbilligten sie doch seine Werke, und vorzüglich deswegen suchten sie ihn zu erniedrigen, weil er so kühn wäre, die Herren bei Namen zu nennen. Dies nöthigte Boileau, eine neue Satyre zu schreiben. Es ist die neunte, eine **Vertheidigung gegen die Klagen.** Nachher erfolgte der Brief an den König, darin macht Boileau demselben des Friedens wegen, den er mit Spanien gemacht hatte, die größten Lobsprüche. Ausserdem kam manche Schrift unter seinem Namen zum Vorscheine. Hierauf erfolgte das epische Gedicht, der **Lütrin** oder **Pult.** Die Veranlassung, dieses Gedicht zu schreiben, übergehe ich, um nicht zu weitläuftig zu werden. Keine der Ausarbeitungen des Boileau macht ihm mehr Ehre, als eben diese. Keine verräth mehr Schönheit, mehr Fruchtbarkeit des Genies, als diese. Bewundernswürdig ists, daß der Verfasser in ei- so ganz trocknen Gegenstande die feinsten, schön-

sten und unterhaltendsten Züge des Witzes so anmuthig hat malen können. Die größten Mannigfaltigkeiten der Zufälle hat er hinein geflochten, und das Gedicht mit den schönsten Epysoden ausgeziert. Was aber Boileau und diesem Gedichte die größte Ehre macht, sind wohl ohne Zweifel die Spuren der Satyre, die hier und da hervorstechen. Der Verfasser äußert hierbei die Absicht, mehr Lehren, als Erzählungen bekannt zu machen; ganz nach Horazens Maxime: Omne tulit punctum. qui miscuit utile dulci. Und wen will Despreaux getroffen wissen? Worauf zielt er? Die Geistlichen, die Pfaffen, und ähnliche Menschen, wünschte er von ihrer Krankheit oder von ihrem unausstehlichen Müssiggange zu befreyen. Sollte dieses Stück, diese Satyre nicht auch auf manche unsrer Geistlichen passend seyn, die sich über Mühe, Arbeit, und über die gerechten Auflagen ihrer Geschäfte beklagen, und vielleicht heimlich so, wie sie der Lütrin schildert, leben?

Sein Gedicht von der Kunst zu dichten, wurde bald nachher bekannt. Diese Schrift verschaffte ihm jährlich ein ansehnliches Gehalt vom Könige. — Noch fuhren seine Feinde fort, ihn auf eine unanständige Art zu necken, ohne sich der

Schwäche zu erinnern, die ihnen in Vergleichung mit diesem so würdigen Manne eigen war. Auf eine für ihn ehrenvolle Art vertheidigt er sich, und freuet sich, (ein tödtendes Gift für sie,) daß sie so gütig wären, ihm gezeigt zu haben, worin er gefehlt hätte: das würde ihm eine höhere Stuffe zum Glücke verschaffen. — Im Jahre 1685 gab Boileau eine neue Ausgabe seiner Schriften heraus, diese vermehrte er mit der Denkschrift, die er der französischen Akademie, wie er im Julius 1684. aufgenommen wurde, dedicirte. Viele Werke übergehe ich mit Fleiß und führe nur diejenigen einzelnen Schriften von Boileau an, die in meinen Augen die wichtigsten seyn dürften.

Der Brief oder das Gedicht an seinen Gärtner, der viele Munterkeit und vielen Scherz enthält, verräth gewiß auch die beste Moral. Um das Hauptobjekt des Briefes von Boileau, betitelt: sur l'amour de dieu, der bald auf jenen folgte, recht zu verstehen; darf man sich nur erinnern, daß die römische Kirche über den Lehrsatz der Attrition sehr getheilt und verschieden ist. Die Attrition ist eine Traurigkeit und eine solche Reue über die Sünden, welche nur die Furcht vor der Hölle, ohne die geringste Rücksicht auf Gott, gebieret.

bieret. Man fragte, ob die Reue solcher Art hinlänglich wäre, Vergebung der Sünden zu erlangen, und uns die Gerechtigkeit Christi, die er uns erworben, nach dem biblischen Verstande, zuzueignen? Der größte Theil der Theologen der römischen Kirche, wohin man die gelehrtesten der damaligen Jesuiten rechnen kann, war zur Bejahung dieses Systems geneigt. Andere behaupteten, daß die Confession und Absolution des Priesters zu nichts nützte, wenn man nicht die Contrition damit verbände. Das ist eine aufrichtige Reue, Gott beleidigt zu haben, weil er liebenswürdig und unser größter Wohlthäter ist. Boileau hatte Gelegenheit, in einer gewissen Gesellschaft, wo eine Schrift, die auf die eben genannte Materie einige Rücksicht hatte, vorgelesen wurde, sich darüber zu erklären. Er behauptete, daß weder die Confession noch die Absolution etwas nützen könnte, wenn nicht des Menschen Herz wenigstens Liebe zu Gott hätte. Einige Jesuiten, welche damals gegenwärtig waren, wurden über diese Meinung sehr entrüstet. Aller Schwürigkeiten ungeachtet, womit sie Boileau in den Weg zu treten sich bemüheten, wurden sie durch seine entscheidende Antwort in eine beschämende Verwirrung gesetzt; und die ganze Versammlung gab

ihm Beifall. Dies sind die Jesuiten, worauf er zielet im sechsten Gesange des Lütrin: Pour comble de misere un tas de faux Docteurs &c. Im Jahre 1701 gab Despreaux seine Schriften, die er mit verschiedenen Zusätzen vermehrte, wieder heraus, damit verband er eine neue Vorrede, und dankte dem Publico für den durch seine Schriften erhaltenen Beifall. — Ungeachtet er vielleicht der einzige ist, der Horaz am nächsten kömmt, so ist er doch allemal als ein wahres Original anzusehen.

Boileau verließ den Hof, wählte das Land, und mit demselben eine Eingezogenheit, die uns nur durch eine solche Wahl vergönnt wird. Unbekümmert um die Vorzüge der Welt, ganz zufrieden mit einer gewissen Anzahl von Freunden, erwartete er gelassen den Tod. Geduldig betrug er sich bei dessen schmerzbringenden Vorboten, und eben so geduldig, bei dem täglichen Fieber, das endlich seinem Leben Gränzen setzte. Im Maimonat 1710, im 74sten Jahre seines Alters, entriß ihn der Tod der Welt. Was seinen Charakter betrifft; der war nur bei seinen Feinden verhaßt; die Ursache ist oben angeführt. Aber sein wahrer Charakter ist ganz das Gegentheil von dem ihm angedich

gedichteten! Eben durch seine edle und wahrhaftig geltenden Vorzüge, kam er bei so vielen in Ansehen, die sich nicht sowohl durch ihre äußere, als vielmehr durch ihre innere Würde auszeichneten. Das Recht, Satyren zu schreiben; stützte sich auf seine Rechtschaffenheit und seinen Eifer fürs Gute. Eben so wahr ist es, daß ein Satyriker aufs vollkommenste von dem Laster, welches er in seinen Schriften angreift, müsse entfernt seyn: denn nur dadurch gewinnt er. Man stellt sich gemeiniglich unter einem Satyriker einen mürrischen, neidischen, verdrüßlichen Menschen und einen Mysantropen vor; nichts aber ist weniger gegründet, als ein Vorurtheil solcher Art. Nicht bloß Neid, und andere ihm ähnliche Leidenschaften sind bei redlichen Menschen der Grund zu Satyren; sondern nur die Neigung, Menschen zu bessern. —

Boileau war ein wahrer Menschenfreund, und erinnerte sich vorzüglich der Pflicht, dem Dürftigen in bedrängten Umständen zu Hülfe zu kommen. Ich könnte hier manche merkwürdige Beispiele von seiner mit Klugheit begleiteten Freigebigkeit anführen. Es wäre aber überflüssig. Ge-

nug, daß wir wissen, daß er in der That ein praktischer Tugendfreund war.

Zum Beschlusse will ich nochmals wiederholen, daß nicht nur Frankreich Boileaus Werke bewundert, sondern auch alle Gelehrte auswärtiger Nationen. Nichts ist auch außerdem rühmlicher für Boileau, als, daß England ihm den großen Beifall nicht versagte, den ein fremder Gelehrter sich nicht so leicht bei dieser stolzen Nation erwirbt.

XI.

Händel.

Georg Friedrich Händel wurde zu Halle in Sachsen den 24sten Februar 1684 geboren. Sein Vater war dort Arzt und Chirurgus. Er erhielt einen Ruf an den weißenfelsischen Hof, und nahm seinen Sohn mit dahin, der in sein siebentes Jahr ging. Schon in diesem zarten Alter hatte der junge Händel erstaunliche Fortschritte in der Musik gethan, und keinen andern Lehrer darinn gehabt, als seinen unwiderstehlichen Hang zu dieser Kunst. Es gibt Menschen, die mit dem Keime gewisser Talente geboren werden. Ein Funken, und das verborgene Feuer lodert auf! Die Natur allein sagte zu **Coreggio**: Sey Maler! Sie machte

Pascal zum Meßkünstler, und Händel zum Musikus. Sein Vater, der ihm die Rechtsgelehrsamkeit bestimmte, betrübte sich über seines Sohnes tonkünstlerische Verdienste, und verbannte jedes musikalische Instrument aus seinem Hause. Allein diese Vorsicht war vergebens. Der junge Händel fand Mittel, sich ein elendes Clavier zu verschaffen, das er in einem Winkel seiner Wohnung verbarg, und worauf er des Nachts, wenn jedermann schlief, seine Fertigkeit übte. Am weissenfelsischem Hofe ging es jedoch seinem musikalischen Geschmacke etwas besser. Man erlaubte ihm zuweilen die Orgel in der Kirche zu spielen, wenn der Gottesdienst geendigt war. Der Herzog, der ihn einmal, von Ungefähr hörte, fand in seinem Spiele etwas, das ihm auffiel, und als er sich nach diesem Musikus erkundigte, verwunderte er sich nicht wenig, wie man ihm ein Kind von sieben Jahren vorstellte. Er lobte sein Talent, und nahm es unter seinen Schutz. Er überführte den Vater, wie hart und widersinnig es sey, sich einem so augenscheinlichen Berufe widersetzen zu wollen, da der Instinkt der Natur sich keine Fesseln anlegen ließe, und sicher ein schlechter Rechtsgelehrter aus dem jungen Händel, statt des großen Tonkünstlers, werden würde, den er

versprâche. Der Vater gab nach, und nach einem Aufenthalte von etlichen Monaten kehrte der junge Händel nach Halle zu einem Organisten, Namens Zachan, zurück, der in einigem Rufe stand. Händel war bald im Stande, die Stelle seines Lehrmeisters zu bekleiden; er lernte unter ihm die Grundsätze der Harmonie, und nutzte seine Unterweisungen so wohl, daß er im neunten Jahre bereits die Musiken verfertigte, die in der Hauptkirche aufgeführt werden sollten. Händels Eltern schickten ihn 1696 nach Berlin, wo er einen Verwandten hatte; die Oper dieser Stadt war berühmt. Der König von Preußen, der Aeltervater des jetzigen, wendete sehr viel darauf, und munterte durch diese Gnade und Freigebigkeit ihre Mitglieder auf. **Buononcini** und **Attilio** waren an der Spitze. Der erste hatte mehr Genie für das Setzen, der andere für die Ausführung. Aber ihr Charakter war noch verschiedener, als ihre Talente. **Buononcini** war eitel und geringschätzend; sein Glück hatte ihn noch stolzer gemacht. Er sah im jungen Händel nur ein Kind, und begegnete ihm mit ziemlicher Verachtung. Der Empfang des Attillio hingegen war gütig, und seinem sanften und bescheidenen Charakter angemessen. Er entdeckte die stark aufkeimen-

menden Talente des jungen Menschen, und suchte sie zu pflegen, und mit seinem Rathe zu unterstützen; er behandelte ihn, wie seinen Sohn. Zuletzt mußte selbst Buononcini ihm Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Sein Ruf kam bis zu den Ohren des Königs, der Händeln hören wollte; er machte einen großen Eindruck auf ihn. Er überhäufte den jungen Menschen mit Geschenken, und schlug ihm vor, ihn auf seine Kosten nach Italien reisen zu lassen, und hernach in seine Dienste zu nehmen. Händel lehnte dieses Anerbieten von sich ab, und ging nach Halle zurück. Er hatte zwar einen großen Trieb, Italien zu sehn, allein die Kosten der Reise waren ein unüberwindliches Hinderniß, und so begab er sich nach Hamburg, wo die Oper nur von der Berliner übertroffen wurde. Während der Zeit starb sein Vater. Da er seiner Mutter zur Last zu seyn befürchtete, so gab er Unterweisungen in der Musik, und nahm eine Stelle im Orchester an. Seine Mutter schickte ihm zwar einige Zeit darauf eine Summe Geldes, allein er sendete sie unangegriffen zurück, und legte noch etwas von dem bei, was er sich erspaart hatte. Ein schöner Zug von seinem Charakter und Herzen! —

Hän-

Händel wurde bald zum Anführer der Oper gewählt; er hatte zwar noch einen Tonkünstler zum Nebenbuhler, allein das Uebergewicht seiner Talente trug den Sieg davon. Dieses ärgerte seinen Mitwerber so sehr, daß er Händeln beym Weggehn aus dem Orchester aufpaßte, und ihm einen so gewaltigen Degenstich beibrachte, daß er ihn durchbohrt haben würde, wenn nicht zum Glück ein Musikbuch, daß er sich unter den Rock geknöpft hatte, den Stoß aufgefangen hätte.

Händel war 15 Jahr alt, als er seine erste Oper, **Almeria**, schrieb, die dreyßig Tage hintereinander gespielt wurde. **Florinda** und **Nerone** folgten in Jahresfrist darauf, und trugen gleichen Beifall davon. Es befand sich damals ein Bruder des Toskanischen Großherzogs, **Gaston Medicis**, zu Hamburg. Dieser Prinz wurde, nach jener angebornen Liebe für die Künste, die seine Familie und ihren Namen verewigt hat, von **Händels** Talenten gerührt und fand Geschmack an seiner Person. Da Händel nicht ganz mit dem italiänischen Gusto zufrieden war, so wünschte er, daß eine Reise dahin ihn mit ihrem Styl und Manier aussöhnen mögte, und bot ihm edelmüthig seinen Beutel zur Bestreitung des

Aufwands an. Allein so begierig auch unser junger Künstler war, dies schöne Land, die Wiege und Schule der Künste, zu sehen, so wollte er doch nicht seinen Wunsch auf Kosten seiner Freiheit, und durch die Wohlthaten eines Großen befriedigen. Er blieb noch einige Zeit zu Hamburg, und verließ es nach fünf Jahren, als ihm sein Fleiß und seine Sparsamkeit in den Stand gesetzt hatten, eine italiänische Reise aus eignen Mitteln unternehmen zu können.

Florenz war der erste Ort, den er besuchte; der toskanische Fürst empfing ihn mit eben der Freundschaft, wovon er ihm zu Hamburg Proben gegeben hatte. Der Großherzog, der Künste zu ehren, und Artisten aufzumuntern wußte, begegnete ihm mit der Achtung und Vertraulichkeit, die einen hohen und freien Geist mehr schmeicheln, als jede andere Belohnung. **Händel** verfertigte die Musik zur Oper **Rodrigo**, und das Glück, das sie, trotz der Verschiedenheit, machte, die sich zwischen seiner Gattung von Musik, und derjenigen befinden mußte, an der die Ohren der Welschen gewohnt waren, übertraf selbst seine Erwartung. Der Großherzog beschenkte ihn mit einem Beutel mit hundert Zechinen, und einem silbernen Service.

vice. Bey der Oper zu Florenz war eine Sängerin, **Victoria**, die ihre Talente und Schönheit berühmt machten; der Großherzog war ihr sehr geneigt und diese Neigung war kein Geheimniß. **Victoria** hatte ein zärtliches Herz; sie fand Händeln liebenswürdig, und gestand es ihm. **Händel** blieb bei diesem Geständniß nicht gleichgültig; er erwiederte es: aber die Liebe, die der Großherzog für ihn hatte, ging so weit, daß dieser Fürst deswegen keinen Groll auf ihn warf, sondern fortfuhr, ihn mit Gnade zu überhäufen. **Händel** hielt sich ein Jahr zu Florenz auf, und reiste zur Karnevalszeit nach Venedig. Hier beobachtete er das Inkognito; doch sein Talent verrieth ihn. Als er bei einer Maskerade auf der Harfe spielte, rief **Scarlatti**, der ihn hörte, aus: **"Nur der Sachse oder der Teufel kann so spielen!"** — **Händel** ließ in dieser Stadt die Oper Agrippina aufführen, die sieben und zwanzigmal hintereinander gegeben wurde. Die Talente der schönen **Victoria**, die ihm nach Venedig gefolgt war, trugen nicht wenig zu dieser guten Aufnahme bey. **Händels** Ruf flog durch ganz Welschland, und bereitete Rom auf ihn vor. Er wurde in dieser letzten Stadt mit Entzücken und von allen Kennern, sonderlich vom Cardinal

Otto-

Ottoboni, aufgenommen, der auf eigne Kosten eine Kapelle hielt, die mit lauter geschickten Leuten besetzt war, an deren Spitze der berühmte **Corelli** stand. Auf des Cardinals Bitte setzte **Händel** eine Symphonie, deren Ausführung diesen Musikern schwer vorkam, weil sie nur an italiänische Musiken gewohnt waren. **Corelli**, dessen Sanftmuth und Bescheidenheit seinen Talenten glichen, beklagte sich selbst über die Schwierigkeit einiger Passagen. Händel wies ihm, wie er sie spielen müsse, und als es Corelli noch immer nicht recht traf, riß ihm jener mit der Hitze und dem Stolze, die seine Charakter zuweilen entstellten, das Instrument aus den Händen, und spielte die Stelle vor. **Corelli**, der dieses Beweises nicht erst bedurfte, um von seiner Superiorität überzeugt zu seyn: antwortete mit unnachahmlicher Sanftmuth: Ma, caro Sassone, questa Musica è nel Stylo Francese, di ch' io non m' intendo: „mein lieber Sachse, die Musik ist im französischen Style, den ich nicht verstehe."

Händel verband mit dem Genie der Tonsetzerkunst das Talent, viele Instrumente in einer seltnen Vollkommenheit zu spielen. Auf der Orgel hatte er seines Gleichen nicht, und auf der Harfe

kam ihm in Italien nur **Dominico Scarlatti** bey. Diese beiden berühmten Tonkünstler waren, was ihnen Ehre machte, Herzensfreunde. **Händel** sprach von **Scarlatti** niemals anders, als mit Ehrfurcht, und **Scarlatti**, wenn man ihn lobte, nannte **Händel** und kreuzigte sich. Cardinal Pamphili, in seinem Gedicht, il trionfo del tempo, verglich Händeln dem Orpheus. **Händel** war protestantisch: man lag ihm zu Rom stark an, zur katholischen Lehre überzutreten, allein er weigerte sich standhaft.

Nach einem sechsjährigen Aufenthalte in Welschland kehrte er in sein Vaterland zurück. Er hielt sich zu Hannover auf, wo der berühmte **Stephani**, den er zu Venedig sehr genau gekannt hatte, Kapellmeister bey König **Georg** I, damals noch Churfürsten von Hannover, war. Der Baron von **Kielmannsegge** stellte Händeln dem Churfürsten vor, der ihm einen Gehalt von tausend Kronen anbieten ließ, wenn er an seinem Hofe bleiben wollte. Händel erwiederte, daß er dem Churfürsten von der Pfalz einen Besuch versprochen, und dringende Einladungen nach England erhalten habe. Kielmannsegge meldete es dem Churfürsten, und dieser ließ Händeln antworten, daß dieser Ge-

halt

halt seine Freiheit gar nicht binden sollte, sondern daß er ihn annehmen, und doch hingehen könne, wohin er wolle. Er bekam Urlaub auf ein Jahr. Händel nahm diese große Gnade mit dem Danke an, den sie verdiente. Stephani legte bald nachher seine Stelle nieder, und **Händel** erhielt sie; er reiste hierauf nach Düsseldorf an den pfälzischen Hof, und von da nach England, wo er 1710 ankam.

Die welsche Musik ist immer die Musik aller Nationen gewesen, die keine eigne hatten: die Engländer nahmen die italiänischen Opern an, aber um der Unwissenheit des fremden Texts abzuhelfen, legten sie englische Worte unter, und behielten die Musik, welches bey dem gewaltigen Unterschied beider Idiomen große Widersprüche hervorbringen mußte. Händels Ankunft zu London stellte die welschen Opern auf der lyrischen Bühne wieder her. Er setzte den **Rinaldo**, der ausnehmend gefiel. Händel mußte England nach einem jährigen Aufenthalte, überhäuft mit Lorbeern und Ehre, verlassen. Aber man ließ ihn versprechen, wieder zu kommen. Er that es gegen das Ende des 1712ten Jahres und setzte ein berühmtes Te Deum, bey Gelegenheit des Utrechtischen Friedens,

der damals geschlossen wurde. Der Adel wünschte, daß Händel die Aufsicht über die Oper der Hay-Market-Bühne übernehmen mögte; die Königinn wünschte es auch, und setzte Händeln einen Lebenslänglichen Gehalt von 200 Pfund Sterling aus. **Händel** ließ sich durch die vortheilhaften Londner Versprechungen blenden, und vergaß, sein Hannöverisches Engagement zu erfüllen; er blieb in England.

Nach dem Tode der Königinn, im Jahre 1714, bestieg der Churfürst von Hannover den brittischen Thron. **Händel**, der die Undankbarkeit seines Betragens gegen diesen Prinzen fühlte, wagte nicht, am Hofe zu erscheinen; allein sein alter Freund, Kielmannsegge, suchte ihn wieder mit dem Könige auszusöhnen. Der König beschloß eine Lustparthie auf der Themse: Händel wurde davon benachrichtiget, und verfertigte für dieses Fest eine Musik, die er mit aller möglichen Richtigkeit und Pracht aufführen ließ. Der König fragte, wem er diese überraschende Galanterie zu verdanken habe? Kielmannsegge nannte Händeln, und bat zugleich um die Erlaubniß, ihn als einen Schuldigen vorstellen zu dürfen, der den begangenen Fehler auf das lebhafteste erkennte, nicht zu ent-

entschuldigen wagte, aber vor Verlangen brennte, ihn wieder gut zu machen. Der König verzieh Händeln, und fügte noch 200 Pfund zu seinem Gehalte hinzu; dieser wurde in der Folge abermals mit 200 andern vermehrt, als er den Prinzessinnen Unterricht in der Musik gab.

Händel wurde in England von Großen und Niedern geliebkoset und gesucht. Er aß öfters mit Pope beym Grafen **Burlington**. Pope, der ein so feines Gehör für die Harmonie der Verse hatte, fand doch nicht den mindesten Geschmack an der Musik, aber er schätzte Händeln hoch, weil ihm sein Freund **Arbuthnoth** versichert hatte: „Ihr könnt euch die höchste Idee von seinen Talenten machen, und seine Talente werden doch noch immer Eure Idee übertreffen.". Der Adel und der König selbst unterstützten ihn mit einer Unterzeichnung von 50000 Pfund Sterling (eine ungeheure Summe, die aber in England, dem Schutzlande der Künste, leicht zusammen zu bringen war) gegen **Attilio** und **Buononcini**, die an der Spitze der welschen Oper sich befanden. Es wurde zu Hay-Market eine neue musikalische Akademie unter dem Titel, der königlichen, errichtet, worüber **Händel** die Aufsicht bekam. Er ging nach Dresden,

den, Sänger zu holen, und brachte **Senesino** und **Duristanti** wieder nach England. Seine Gegenparthei mußte ihm das Feld lassen, und neun Jahre stand er der Akademie mit dem glücklichsten Erfolge vor. Ein Streit zwischen ihm und Senesino, und ein andrer zwischen Faustina und Cuzzoni, zerstörten dieses rühmliche und vortreffliche Institut. Uebertriebene Lobsprüche und verschwenderische Freygebigkeit, das Verderben dieser Art Leute, wo Uebermuth immer den Verdiensten die Wage hält, sind schon die Ursache des Untergangs manches Unternehmens von der Art gewesen. Es ging alles auseinander. Händel wurde das Opfer; der Adel verzieh ihm seinen Eigensinn nicht und ließ den **Porpora** und **Farinelli** zu einer neuen Unternehmung kommen. Alles Genie von Händel hielt es nicht gegen den Zauber des Farinellischen Gesangs aus. Der Aerger, sich wegen eines Sängers verlassen zu sehen, brachte ihn nicht allein um seine Gesundheit, sondern sogar um seinen Verstand. Sein Geist litte sehr, und ein Schlagfluß lähmte ihm den rechten Arm. Das Aachner Bad stellte ihn jedoch nach und nach wieder her, und 1736 ging er nach London zurück.

Er fing wieder mit Opern an. Die Zeit hatte das Andenken jener Streitigkeit ausgelöscht, und et-

etwas Herablassung würde alles wieder gut gemacht haben; allein das ließ sein Stolz nicht zu. Seine Opern wurden wenig besucht, und er mußte sie einstellen. Er führte darauf die **Oratorio's** ein; eine Gattung Musik, die nur in Welschland bekannt war. Diese Neuheit fand, wie es immer geschieht, große Widersprüche. Man ließ den Händelschen **Oratorien** nicht alle die Gerechtigkeit wiederfahren, die sie verdienten, doch fuhr er fort, sie bis 1741 zu geben. Seine zerrütteten Umstände nöthigten ihn, in diesem Jahre, sein Glück zu Dublin zu versuchen. Er debütirte mit seinem Oratorio, *Messias*, zum Besten der dasigen Gefangenen. Diese edle Handlung, die durch die üble Lage, in der er sich befand, noch mehr Werth erhielt, erwarb ihm die ganze Gunst des Publikums, und die Achtung, die man für seinen Charakter daraus schöpfte, vermehrte noch die für seine Talente. Seine Umstände verbesserten sich, und nach neun Monaten Aufenthalt in Irrland besuchte er England von neuem, wo er die Gemüther mehr zu seinem Vortheile gestimmt fand. Er fing an, seine Oratorien mit großem Beyfalle zu geben. Sein *Messias*, der ehedem, eine so kalte Aufnahme gefunden hatte, wurde jetzt mit den größten Lobeserhebungen überhäuft, und das Lieblings-

stück

stück des Publikums, so daß Händel beschloß, es jährlich, bloß zum Besten des Findelhauses, aufführen zu lassen, eines Instituts, das noch in seiner Kindheit war, und sich nur durch die Freygebigkeit der Privatpersonen erhielt. Dieser neue, menschenfreundliche, edelmüthige Zug, tilgte vollends alle die widrigen Eindrücke, die von seinem vorigen stolzen Betragen bey einigen noch übriggeblieben waren. Er genoß nun eines ununterbrochnen Beyfalls, und unbestrittenen Ruhms, und nur körperliche Leiden verbitterten die letzten Tage seines Lebens. Im Jahre 1751 verlor er das Gesicht. Dieses Unglück schlug ihn völlig nieder; seine Gesundheit nahm immer mehr ab; und nachdem er einige Jahre gesiecht hatte, ohne jedoch aufzuhören, zu arbeiten, starb er im Monate April 1759. Er wurde in der Abtey Westmünster begraben, wo ihm der Doctor Praroe, Bischof von Rochester, ein Denkmal setzen ließ. Es bedarf hoffentlich keiner besondern Anführung, wie sehr die englische Nation das Andenken dieses unsers großen Landmannes noch bis jetzt ehret.

Tho=

Thomas Paine.

(Aus dem Englischen.)

Thomas Paine, der bekannte Verfasser der Menschenrechte und andrer merkwürdigen, berühmten und berüchtigten Schriften, ward zu Thetfort, in der Grafschaft Norfolk, am 29sten Januar 1737 gebohren. Sein Vater, der Sohn eines kleinen aber doch angesehenen Pächters, war von Gewerbe ein Schnürbrustmacher, und seiner Religion ein Quäker. Seine Mutter war die Tochter eines Advocaten von Thetford, und von der in England herrschenden Kirche. Er ward in seiner Vaterstadt unter dem ehrwürdigen William Knowles, Schulmeister zu Thetford erzogen, und für einen Knaben von großen Fähigkeiten gehalten, obgleich er nicht sehr ordentlich und fleißig war. Seine Studien schränkten sich mehr auf das Nützliche, als auf das Schöne ein; er lernte lesen, schreiben und rechnen. Im dreizehnten Jahre verließ er die

die Schule, um das Gewerbe seines Vaters zu lernen, welches er auch, obgleich er es nicht liebte, beinahe fünf Jahre trieb.

Im Jahre 1756 kam der junge Paine nach London, diesem Sammelplatze der Thoren und Weisen, der Armen und Reichen, des Geschäftigen und des Müssiggängers. Er arbeitete eine Zeitlang bei Mr. Morris, einem sehr bekannten Schnürbrustmacher, in Hannoversstreet, Long-Acre. Er blieb indeß nicht lange in London; und wahrscheinlich ist dieses die Periode, in welcher er seine erste Seefahrt unternahm.

In einem jugendlichen Alter, roh und unternehmend, und von dem Heroismus eines Herrn entflammt, der einst auf einem Kriegsschiffe gedient hatte, betrat er eine neue Laufbahn, und ging an Bord des Kaperschiffs the Terrible, das der Capitain Death anführte. Von dieser Unternehmung ward er indeß noch glücklicherweise bei Zeiten durch eine liebevolle und moralische Ermahnung seines guten Vaters zurückgebracht, der nach seiner gewohnten Art zu leben, und als Quäker, seinen Sohn als verlohren zu betrachten anfangen mußte. Der Eindruck dieser väterlichen Ermahnung auf den jungen Paine, so groß er auch an-

fangs

fangs war, verlohr sich doch in kurzer Zeit; der junge Mann begab sich nachher auf das Kaperschiff König von Preußen, und ging damit in See. Ob der Ausgang seiner Unternehmung glücklich war, oder nicht, ist uns unbekannt; so viel ist aber gewiß, daß er diese Lebensweise nicht lange fortsetzte; denn im Jahre 1758 finden wir ihn schon wieder in Dover, wo er beinahe ein ganzes Jahr sein erlerntes Gewerbe trieb.

Im April 1759 ließ er sich als Meister in seinem Handwerke in Sandwich nieder, und heirathete am folgenden 27sten September Mary Lambert, ein hübsches und feines Mädchen, die Tochter eines Zollbeamten. In Sandwich blieb er aber nicht lange, sondern zog am 7ten April 1760 mit seiner Frau nach Margate. Kurze Zeit darauf verlor er sein Weib, und ging nun wieder nach London.

Die Versuche, die Paine mit seinem Gewerbe machte, brachten ihm kein Vergnügen, und nur wenig Gewinn; dieses bestimmte ihn damals, demselben auf immer zu entsagen. Als Jüngling lernte er die Pflichten und die Einkünfte eines Zollbeamten kennen. Seine Frau sprach vermuthlich oft mit ihm von den Ehren und Vortheilen ihres

ver-

verstorbenen Vaters. Durch diese Betrachtungen geleitet, ging er im Jul. 1761, wieder in seines Vaters Haus, um zu Thetfort in Ruhe und Einsamkeit den großen Gegenstand seiner künftigen Laufbahn zu verfolgen.

Nach einem funfzehnmonatlichen Studium ward Mr. Paine in einem Alter von 25 Jahren am 1sten December 1762 bei der Accise angesetzt. Diese Erfüllung seines Wunsches hatte er der freundschaftlichen Vermittelung des Mr. Cokfedge, eines gelehrten Registrators zu Thetford, zu verdanken. Aber er brachte in dieser seiner Laufbahn nicht mehr als zwei oder drei Jahre zu; denn es ist gewiß, daß er, aus welchen Ursachen wissen wir nicht, am 27sten August 1765 seiner Dienste entlassen ward.

Nach diesem Unfalle gerieth er in große Dürftigkeit. Es heißt, daß er einige Zeit fast ohne Nahrung und Wohnung zubrachte. Am 11ten Jul. 1766 ward er in sein Amt wieder eingesetzt; ein Umstand, der zu beweisen scheint, daß er seine erste Entlassung nicht verdient habe.

Diese Wiederaufnahme verschaffte ihm indessen noch keine unmittelbare Stelle. Er ward daher

her in der Zwischenzeit bei einer Schule als Lehrer der englischen Sprache in Lemanstreet, Goodman's Fields, angesetzt, wofür er jährlich fünf und zwanzig Pfund Sterling Gehalt bekam. In derselben Eigenschaft lebte er nachher eine kurze Zeit in Kensington.

Im März 1768 ward er Accise-Beamter in Lewes, in der Grafschaft Sussex. An diesem Orte wohnte er bei Mr. Ollive, einem Tabaksfabrikanten; nach dessen Tode er seine Handlung unter seinem eignen Namen fortsetzte, und Elisabeth Ollive, die Tochter seines verstorbenen Hauswirths heirathete. Diese Periode soll eine der glücklichsten seines Lebens gewesen seyn.

Im Jahre 1771 erschien er zum erstenmal als Schriftsteller. Die Dichter von Lewes wurden nemlich von einem der Canditaten, die nach der Ehre (wir dürfen nicht sagen, nach dem Interesse) strebten, im Parlamente die Wählenden von New-Shoreham zu repräsentiren, aufgefordert, ein geschicktes und passendes Lied zu verfertigen, Mr. Paine, erhielt den Preis, der in drei Guineen bestand.

Im Jahre 1772 faßten die Accisebeamten im ganzen Königreiche den Entschluß, bei dem Parlamen-

mente um eine Vergrößerung ihres Gehalts zu bitten. Mr. Paine, der eine der Hauptpersonen war, wurde von ihnen aufgefordert, ihre Sache zu Papier zu bringen; dieses that er, und machte nach einer Arbeit von mehrern Monathen den Aufsatz durch den Druck bekannt. Die Schrift ist ein und zwanzig Seiten in Octav groß, und enthält außer der Einleitung zwei Abschnitte; 1) **Ueber den Zustand der Belohnung der Accisebeamten, und 2) Gedanken über die Bestechung, die aus der Armuth der Accisebeamten entspringt.** Ueber diese Gegenstände sagte er alles, was nur irgend ein geschickter Schriftsteller darüber hätte sagen können. Ungeachtet aller seiner Mühe aber hatte seine Schrift doch nicht den gewünschten Erfolg.

Im April 1774 häufte sich bei Mr. Paine ein Unglück über das andre. Alle Effecten in seinem Laden wurden verkauft, um seine Schulden zu bezahlen. Da er als Großirer auch mit accisbaren Artikeln handelte, so war er (wir wissen nicht, ob mit Recht oder Unrecht,) in Verdacht, als wenn er Unterschleif machte; und ward am 8ten desselben Monats nach einem zwölfjährigen Dienste, wiederum seines Amtes entlassen.

Am

Am folgenden 24sten Mai kam Mr. Paine mit seiner Frau überein, sich von einander scheiden zu lassen, und den 4ten Jun. darauf ward die Ehescheidung förmlich vollzogen. Manche behaupten, daß Mr. Paine seine Frau mit Grausamkeit behandelt habe, und daß dieses die Ursache ihrer Trennung gewesen sey.

Gegen das Ende des Jahrs faßte er, zufolge einer starken Empfehlung an Dr. Franklin, den Entschluß, sein Vaterland zu verlassen, und segelte daher im September nach Amerika ab. Er kam zu Philadelphia im Winter an, einige Monate vor der Schlacht von Lexington, die im April 1775 vor sich ging.

Sein erstes Geschäft in der neuen Welt war, das eines Ladendieners bei Mr. Actkin, einem fleißigen Buchhändler in Philadelphia, mit zwanzig Pfund Sterling jährlichen Gehalts. Bald darauf legte er sich auf die Chymie; und im November, als die Zufuhr von Schießpulver nach Amerika abgeschnitten war, beschäftigte sich sein fruchtbares Genie mit Versuchen, den Congreß auf eine leichte und wohlfeile Art mit Salpeter zu versehen.

Von der Zeit an ward er mehr bekannt, und sein zeitheriges Leben verdient schon besondere Aufmerksamkeit. Am 10ten Januar 1776 gab er seine berühmte Schrift unter dem Titel: Common sense (gesunde Vernunft) heraus. Dieses Werk ward allgemein gelesen, und meistentheils mit Beifall aufgenommen. Die erste Auflage war bald vergriffen. Eine zweite erschien in kurzer Zeit, die um ein Drittel vermehrt war. Doch wir wollen hier Mr. Paine selbst sprechen lassen, wie er von dem Zeugnisse redet, das sein eigenes Herz seiner Rechtschaffenheit gibt.

„Politik und Eigennutz sind so allgemein mit „einander verbunden worden, daß die Welt, die „oft genug betrogen wurde, Ursache hatte, gegen „Personen von öffentlichem Charakter mistrauisch „zu seyn. In Ansehung meiner selbst bin ich „über diesen Punct ganz ruhig. Als ich zuerst, „vor etwa siebzehn Jahren, ein öffentliches Amt „antrat, beschäftigte ich mich nie mit Regierungs„angelegenheiten aus Bewegungsgründen des Ei„gennutzes; dies beweiset mein Betragen von je„nem Zeitpunkte an bis jetzt. Ich sahe eine Ge„legenheit, in welcher ich etwas Gutes thun zu „können glaubte; und so folgte ich genau der Vor-

schrift

„schrift meines Herzens. Ich las keine Bücher, „und bekümmerte mich nicht um die Meinungen „anderer Leute. Ich dachte für mich selbst. Die „Sache war eigentlich diese: Während der Ver„nichtung der alten Regierung in Amerika, fiel „mir, sowohl vor als auch bei dem Ausbruche „der Feindseligkeiten, die Ordnung und der An„stand besonders auf, die man bei dieser Sache be„merkte. Ich kam auf die Idee, daß alle noth„wendige Regierung nur etwas weniges mehr als „das wäre, was die bürgerliche Gesellschaft von „selbst leistete; und daß also Monarchie und Ari„stokratie nur Betrug und Hintergehung des „Menschengeschlechts wären. Nach diesen Grund„sätzen gab ich eine kleine Schrift, unter dem Ti„tel: Common sense, heraus. Der Beifall, den „diese Schrift fand, geht über alles, was man „seit der Erfindung der Buchdruckerkunst erlebt „hat (??). Ich ließ jedem der vereinigten Staa„ten die Freiheit, meine Schrift nachzudrucken; „und es wurden nicht weniger als hunderttausend „Exemplare derselben abgesetzt." —

Die Folge dieses uneigennützigen Betragens des Mr. Paine war, daß er, ungeachtet des ungeheuern Absatzes seiner Schrift, dennoch seinem

Drucker dafür 29 Pf. Sterl. 12 Schilling 1 Pfenning schuldig blieb.

Im Laufe des Jahrs 1776 befand sich Mr. Paine bei der Armee, in welcher Eigenschaft wissen wir nicht. So viel ist gewiß, daß er Washington auf seinem Rückzuge vom Hudson's Flusse nach dem Delaware begleitete. Zu derselben Zeit nahm der Kongreß die Flucht; alles war erschrocken; bloß Mr. Paine nicht. Er sahe, daß die Amerikaner Hülfsquellen genug hatten, um die Hoffnung nicht schwinden zu lassen, und bestrebte sich, andern dasselbe Zutrauen einzuflößen. In dieser Absicht gab er am 19ten December die Crisis heraus, worin er jeden Grund der Hoffnung auseinander setzte und jede Ursache der Furcht untersuchte. Dieses Werk, das dreizehn Stücke enthält, gab er zu verschiedenen Zeiten heraus, bis daß die Revolution zu Stande war. Das letzte Stück erschien am 19ten April 1783, an demselben Tage, da die Aufhörung der Feindseligkeiten proclamirt wurde.

Im Jahre 1777 ernannte ihn der Kongreß einmüthig, und ohne daß er es vorher wußte, zum Secrétair in dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten. Von der Zeit an genoß er einen

nen genauern Umgang mit dem Dr. Franklin. Sein Amt war ihm sehr angenehm, da es ihm die Gelegenheit verschaffte, die Lage fremder Höfe, und ihre Art, Geschäfte zu verrichten, näher kennen zu lernen. Als aber zwischen dem Kongreß und ihm, wegen eines ihrer damals sich in Europa aufhaltenden Kommissarien, des Mr. Silas Deane, ein Misverständniß eintrat, nahm er am 8ten Januar 1779 seinen Abschied, und schlug zu gleicher Zeit die Geld-Unterstützung aus, die ihm von den französischen und spanischen Ministern, Mr. Gerard und Don Juan Miralles, angeboten wurde.

Kurz nachher ward er zum Lehrer der Künste bei der Universität von Philadelphia ernannt: und im Jahre 1780 ward er Mitglied der americanischen philosophischen Gesellschaft, als sie durch die Legislatur der Provinz Pensylvanien wieder belebt wurde. Seine Unabhängigkeit als politischer Schriftsteller, war sehr bekannt. Sein Patriotismus hatte ihm viele Freunde erworben und unter andern schien der General Washington eine große Meinung von der Wichtigkeit seiner Dienste zu haben. Zur Belohnung für diese Dienste bekam er von Neu-York einige confiscirte Ländereien

reien zu Neu-Rochelle und von Pensylvanien 500 Pfund Sterling zum Geschenke.

Als seine Gegenwart in Amerika nicht länger nothwendig war, ging er im Herbste des Jahres 1786 nach Frankreich, und kam zu Anfange des Jahrs 1787 in Paris an. Was er vorzüglich mit sich brachte, war sein Ruf als Schriftsteller, und das Modell zu einer Brücke, das der Akademie der Wissenschaften vorgezeigt wurde. Von Paris ging er den 13ten September nach England hinüber; gerade 13 Jahr nach seiner Abreise nach Philadelphia. Vor Ende des Monats ging er nach Thetford, um seine Mutter zu sehen, der er wöchentlich 9 Schilling aussetzte; diese Unterstützung hörte aber nachher auf, als der amerikanische Kaufmann, der die Auszahlung zu besorgen pflegte, bankerott wurde.

Einen Theil des Jahrs 1788 wohnte Mr. Paine zu Rotherham in Yorkshire, wo seine eiserne Brücke geschlagen, und vorzüglich auf Kosten des scharfsinnigen Mr. Walker zu Stande gebracht wurde. Der Plan hatte indessen Mr. Paine eine ansehnliche Summe gekostet; und da auch die angenommenen Anweisungen des americanischen Kaufmannes auf ihn, sich auf 620 Pf. Sterl. beliefen,

die er nicht sogleich bezahlen konnte, so ward er am 29sten October 1789 arretirt. Bei dieser Gelegenheit wurden zwei ehrwürdige Kaufleute seine Bürgen; da er nun 460 L. die er unterdessen aus Amerika empfangen hatte, auszahlte, und auf das Uebrige einen Wechsel von sich gab, so ward er im November, nach einem dreiwöchentlichen Gefängnisse, wieder in Freiheit gesetzt.

Nach der Bekanntmachung der Betrachtungen über die französische Revolution von Mr. Burke gab Mr. Paine im Februar 1791 sein bekanntes Werk, unter dem Titel: **Rechte des Menschen**, heraus. Dieses Buch ward im Verlage des Mr. Johnson, Buchhändlers bei der St. Paulskirche, gedruckt; da es aber einige strenge obgleich gerechte Bemerkungen über verschiedne Theile der englischen Regierung enthielt, so ward Mr. Johnson durch den Rath einiger seiner Freunde dazu verleitet, die Bekanntmachung desselben von sich abzulehnen, worauf es denn erst nach Verlaufe eines Monats, am 13ten März, von Mr. Jordan, in der Fleet Street, öffentlich angezeigt wurde.

Um die Mitte des Mai's ging Mr. Paine wieder nach Frankreich. Als Ludwig von Paris heim-

heimlich wegging, sagte Paine zu seinem Freunde Mr. Christie: „Da sehen Sie das — — einer „monarchischen Regierungsform. Eine ganze Na„tion wird jetzt durch die Thorheit eines einzigen „Mannes in Unruhe gesetzt." Bei der Zurückkunft des Königes war Paine in ziemlicher Gefahr. Ein Officier rief nemlich im Namen der National-Versammlung, daß alle Anwesende still und bedeckt seyn sollten. In einem Augenblicke hatten alle Köpfe ihre Hüte auf. Mr. Paine hatte unglücklicherweise seine National-Cokarde, das Zeichen der Anhänglichkeit an Freiheit und Gleichheit, verloren. Es entstand nun mit einmahl *ein* Geschrei: Aristokrat! Aristokrat! An die Laterne! An die Laterne! Paine ward nun von denen, die bei ihm standen, gebeten, seinen Hut aufzusetzen und es dauerte eine ziemliche lange Zeit, ehe der Pöbel sich zur Ruhe bringen ließ.

Am 13ten Jul. ging er nach London zurück. Am 20sten des darauf folgenden Augusts setzte er die Addresse und die Declaration der Engländer auf, die sich in der Thatched-House-Tavern versammelt hatten.

Im Februar 1792 erschien der zweite Theil seiner Rechte des Menschen, der ihn noch mehr in

Ruf

Ruf setzte, und die Anzahl der Freunde der Freiheit und der guten Regierungsform, in England noch vermehrte.

Der Absatz dieser Schriften war größer als vielleicht der Absatz von irgend einem bisher in England gedruckten Buche. Als der zweite Theil von den Rechten des Menschen herauskam, waren von dem ersten Theile in England, Schottland und Irrland nicht weniger als zwischen vierzig und funfzig Tausend Exemplare gedruckt; wenn man nun dazu nimmt, daß dieser erste Theil des Werks jetzt schon seit mehrern Jahren häufig verkauft worden ist und daß von jedem ganzen noch viele wohlfeile Ausgaben herausgekommen sind, von denen ebenfalls viele tausend Stück abgingen; so kann man wohl annehmen, daß die Summe aller verkauften Exemplare sich auf nicht viel weniger als dreimal hunderttausend belaufen mag.

Am folgenden 6ten September, ward Paine von dem Departement von Calais zu seinem Repräsentanten im französischen National-Convent erwählt. Er verließ London am 13ten, und kam nachdem er erst mancherlei Beleidigungen von dem Volke zu Dover ausstehen mußte, den folgenden Tag in Calais an. Hier ward er von sei-

ſeinen Kommittenten mit vieler Freude, und mit ausgezeichneten Beweiſen der Hochachtung empfangen. Sein Betragen und ſeine Schickſale als Conventsmitglied ſind allgemein bekannt. Unter Robespierre's Blutregierung war ihm ſchon das Meſſer an die Kehle gelegt und der Sturz des Tyrannen war ſeine einzige Rettung.

Inhaltsanzeige.

I. Gustav Wasa. Schwedens Retter. Seite 1.

II. Leben und Thaten Luthers, Herzogs von Braunschweig-Lüneburg und Hochmeisters des deutschen Ordens in Preußen. 25.

III. Fürst Menzikof. Bild der Wankelmüthigkeit des Erdenglücks. - - 49.

IV. Thomas Masaniel, oder die Empörung der Neapolitaner im Jahre 1647. - 89.

V. Cn. Julius Agricola - - - 142.

VI. Der heilige Ansgarius; erster Erzbischof von Hamburg. - - - 157.

VII. Johann Jac. Barthelemy. Aus dem Französischen des Herrn St. Croix. - 170.

VIII. Albrecht von Haller. - - 199.

IX.

IX. Ritter Linne - - - Seite 214.

X. Nicolaus Boileau Despreaux. - - 239.

XI. Georg Friedrich Händel. - - 250.

XII. Thomas Paine. - - - - 265.

Seite 21

X IX.89
III.92

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Palm, Georg Friedrich, 1760-1798

Lebensbeschreibungen und Charakterschildrungen berühmter Männer

Bd.: 1

Hannover (1796)

Biogr.c. 243-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10070646-7
VD18 90121120